Unsere Familiengeschichte.

Niedergeschrieben

zu meinem 80. Geburtstage

ד' דחול המועד פסח תר"סו = 15. April 1906

Rudolf Fuchs.

Als Manuskript gedruckt.

K. u. k. Hof-Buchdruckerei Carl Fromme in Wien.

Sr. Ehrwürden, Herrn Ober-Rabbiner
Dr. Moriz Güdemann und w. Frau Gemalin
in alter, gewohnter Freundschaft
vom Verfasser

Unsere Familiengeschichte.

Niedergeschrieben

zu meinem 80. Geburtstage

ד׳ דחול המועד פסח תר״סו = 15. April 1906

Rudolf Fuchs.

Als Manuskript gedruckt.

K. u. k. Hof-Buchdruckerei Carl Fromme in Wien.

Inhalt.

Seite

Einleitung 3
Meine Eltern 4
Die Erlebnisse meiner Eltern 6
Schul- und Erziehungswesen 13
Meine Geschwister 15
Das Jeschiwaleben in Preßburg 19
Meine Geschwister (Fortsetzung) 21
Meine Lebensgeschichte 26
Meine Lehrmittel 40

בעה"י

Einleitung.

Es ist eine bemerkenswerte Erscheinung im allgemeinen, daß fast niemand über seine eigene Herkunft etwas zu sagen weiß. Höchstens leben noch Großeltern im Andenken ihrer Enkel, aber äußerst selten wissen diese über ihre Urgroßeltern Auskunft zu geben. In der Tat aber sollte in jeder Familie eine Aufzeichnung ihres Stammbaumes vorhanden sein; sollte jedermann seine Herkunft, die Geschichte seiner Ahnen, ihre Namen, Wohnort und Beruf und aus Pietätsrücksichten nicht minder auch deren letzte Ruhestätte bekannt sein. Führt ja, wie die Erfahrung lehrt, der Nachweis der Familienangehörigkeit durch einen Stammbaum zuweilen zu den wichtigsten Verhältnissen und Lebenswendungen einzelner Menschen oder ganzer Familien. Die Unterlassung einer solchen Aufzeichnung in früherer Zeit ist dem Umstande zuzuschreiben, daß die Kunst des Schreibens nicht allgemein verbreitet gewesen; und die wenigen, die des Schreibens kundig waren, wußten den Wert eines solchen Familienregisters nicht zu schätzen. Sie dachten auch nicht daran, daß dadurch ihr eigenes Andenken bei ihren Nachkommen erhalten bleiben könne und nicht der Vergessenheit anheimfallen müsse. Diese Gleichgiltigkeit hat sich bis in die gegenwärtige sonst schreibselige Generation forterhalten.

Wenn ich nun durch die folgenden Blätter das Andenken meiner Großeltern, Eltern, Geschwister und endlich auch mein eigenes Andenken bei Euch, meine Kinder, zu erhalten mich bestrebe, so hoffe ich, daß dieses Bestreben durch jemand meiner Nachkommen in geeigneter Weise fortgesetzt werden wird. Es soll also unser Stammbaum, soweit mir derselbe bekannt ist, durch diese Aufzeichnung für die Zukunft bewahrt werden, und ich will zunächst von der Herkunft meiner seligen Eltern und einiges von ihren interessanten Erlebnissen erzählen, dann manches von der Lebensgeschichte meiner Geschwister und zuletzt den wechselvollen Verlauf meiner eigenen Geschichte verzeichnen. Die wenigen Erzählungen vom Leben meiner Eltern dürften Euch, meine Kinder, wie auch den späteren Nachkommen der ganzen Familie interessant genug sein, um sie der Vergessenheit zu entreißen.

Leider ist die Lebensgeschichte meiner seligen Eltern voll von ausgestandenen Leiden und schwerem Kummer. Die Erzählung von manchen qualvollen Einzelheiten ihrer Erlebnisse sollte uns eine trostreiche Lehre sein, in keiner Lage, mag sie noch so drückend sein, zu verzweifeln, sondern teils vertrauensvoll auf die Hilfe Gottes zu hoffen, teils aber, auf die eigene Tatkraft bauend, durch strebsames Bemühen uns aus schlimmen Lagen herauszuhelfen.

Ich muß es aber tief bedauern, daß es auch mir nicht möglich ist, in der Aufzeichnung unseres Stammbaumes weiter als bis zu meinen Großeltern zurückzugreifen.

Meine Eltern.

Mein seliger Vater, Herr Bernhard Fuchs (ר׳ פתחיה ואלף פוקם) beklagte es selbst, seine Eltern nicht gekannt zu haben. Er wußte nur, daß sein Vater ר׳ אלחנן in dem Orte Ozerowitz (Nagy Ozor) im Trencsiner Komitate und seine Mutter מירל in Ungarisch-Brod in Mähren zur ewigen Ruhe kamen. Nach beiden Orten pflegte er bis in sein hohes Alter an den Jahrzeittagen auf קבר אבות zu gehen. Von seinen Eltern frühzeitig verlassen, wurde er als kleiner Knabe von einem Onkel, dem Bruder seines Vaters — der uns unter dem Namen „der Vetter Feiwel" bekannt geworden — erzogen, dessen Familiennamen „Fuchs" er auch angenommen hatte. Von seinen Geschwistern wußte er nur von einer Schwester „Riwka", die mit ר׳ מרדכי כהן in Verbó verheiratet war, zu erzählen. Nach dieser Muhme Riwke soll mein Name „Réuben" abgeleitet worden sein. Man war eben in jener Zeit bestrebt, selbst in dieser Weise das Andenken von nahen Verwandten zu erhalten.

Von dem Charakter meines Vaters ע״ה ist bekannt, daß er ein braver, frommer und äußerst rechtschaffener, bis in sein hohes Alter tätiger Mann war. Von verschiedenen Schicksalsschlägen verfolgt, konnte er es zu keiner dauernden Wohlhabenheit bringen. War er auch nicht wissenschaftlich gebildet, so zeigte er doch hohe Achtung und Verehrung gegen einen Gelehrten, besonders gegen einen בן תורה. Was ihm früher, so lange er in Dörfern wohnte, nicht gegönnt war, daran hatte er in den Jahren seines vorgerückten Alters Gelegenheit, sein Vergnügen zu finden, indem er in Trencsin oft exegetische Vorträge anhören und täglich an dem öffentlichen Gottesdienste in der Synagoge teilnehmen konnte. So bestrebte er sich, eine eben solche fromme Erziehung uns, seinen Kindern, angedeihen zu lassen, und er fand seinen Stolz wie sein Glück in seinen Kindern, die er alle — es sei mir erlaubt, dies in aller Bescheidenheit zu sagen — ihres schönen Charakters und musterhaften Lebenswandels halber rühmen hörte.

Nicht uninteressant dürfte die Tracht der damaligen Zeit für die Zukunft zu wissen sein. Dieselbe kam aber nur שבת und יום טוב zur Geltung. Die verheirateten älteren Männer hatten einen schwarzen, dreizackigen Hut und unter diesem eine grüne Sammtkappe als Kopfbedeckung. Das Beinkleid reichte nur bis zum Knie, wo es durch silberne Schnallen mit weißen Strümpfen zusammengehalten war. An den Füßen waren ausgeschnittene Schuhe mit silbernen Spangen befestigt. Ein Rock aus dunkelblauem Tuch, dessen Leibweite nicht eben genau nach Maß angepaßt war, bekleidete den Mann vom Hals bis fast zur Fußsohle. Da der Rock nur an Sabbaten und Feiertagen getragen wurde, konnte er nicht abgenutzt werden und lange Jahre dauern; oft konnte ihn der Sohn noch gebrauchen und dies um so mehr, als eine Änderung in der Mode gar nicht vorhanden und der Stoff von einer unverwüstlichen Qualität war.

Die Tracht der Frauen war in Stoff und Form eine altertümliche. Die selige Mutter trug an Sabbat und Feiertagen ein Oberkleid aus einem dauerhaften Stoff. Der Zuschnitt desselben unterlag keiner Mode. Die Kopfbedeckung bestand an gewöhnlichen Sabbaten aus einer eigentümlich geformten Haube, welcher an der Vorderseite ein breiter Streifen (Kreisel genannt) angeheftet war. Für die Feiertage waren zwei „Reiche Hauben", und zwar für שבעות, פסח und סכות eine goldene und für ראש השנה und יום כפור eine silberne Haube bestimmt. Beide waren wertvoll und unverwüstlich.

Die Kunst des Schreibens war in jener Zeit nicht allgemein, und nur in der jüdischen Kursivschrift konnte mancher etwas verzeichnen. So hat mein Vater, in Ermangelung von öffentlichen Matrikeln, die Geburtstage der Kinder in den מחזורים oder תנ"כ-Büchern, welche letztere sich zum Teile in meinem Besitze befinden (drei Teile, nur נביאים und כתובים), aufgeschrieben. In diesen Büchern hat er auch manches außergewöhnliche Naturereignis zum dauernden Andenken verzeichnet. Da diese Bücher, sowie einige Briefe von meinem Vater seine alten Schriftzüge enthalten, so mögen dieselben zum Andenken an den ehrwürdigen, bekannten Stammvater als unveräußerliches Eigentum in der Familie erhalten bleiben.

In der jüdischen Gemeinde zu Beczkó war mein Vater als Mitglied einverleibt. Dorthin gingen die Eltern samt Onkel אברהם aus Kotschowitz jeden שבת und an den Feiertagen שבעות, פסח und סכות zum gemeinschaftlichen Gottesdienste in die Synagoge. (In jener Zeit hieß es allgemein: „in Schulgehen".) An den zwei Feiertagen ראש השנה und יום כפור jedoch mußten sie schon an ערב יום טוב nach Beczkó fahren, wo sie bis מוצאי יום טוב verblieben.

Von den Verwandten meines Vaters ע"ה ist uns nur die einzige, oben bereits erwähnte Schwester רבקה bekannt worden, deren Söhne Abraham, Moritz und David in Wien gelebt haben.

Meine Mutter ריזל ע"ה war die Tochter von Josef Schick in Kotschowitz (ר' יחזל קאטשאוויטץ genannt) im Trencsiner Komitate. Ihre Mutter hieß Edel (אידל). Sie starben beide im Jahre 1830 an der damals herrschenden Cholerakrankheit und fanden auf dem בית החיים zu Beczkó ihre letzte Ruhestätte. Die Namen der seligen Großeltern sind durch die deren Namen führenden Enkel und Urenkel Josef und Adele bisher erhalten geblieben. Die Zärtlichkeit meiner Mutter zu ihren Kindern war eine besonders herzliche und innige. Von der Zeit an, als die älteren Kinder aus dem Hause in die Fremde gegangen waren, konnte sie nicht des Lebens froh werden. In der Besorgnis oder vielmehr in dem Bewußtsein, daß ihre Kinder Bedürfnisse hatten, die sie weder selbst decken, noch durch Beiträge vom Elternhause bestreiten konnten, hatte sie sich keinen besonderen Genuß gegönnt. Sie pflegte zu äußern, daß der Anblick eines Schwalbennestes ihr oft Gelegenheit zur Betrachtung ihrer häuslichen Familienverhältnisse gebe. So wie diese jungen Tierchen nach dem Verlassen des Nestes niemals mehr in demselben zusammenkämen, so sei es auch ihr nicht mehr gegönnt, ihre Kinder beisammen zu sehen.

Meine Mutter hatte drei Geschwister, und zwar: einen Bruder אברהם und zwei Schwestern עלקל und חיה שרה. Bruder אברהם war mit Gitl, geb. Grünberger, verheiratet. Sie wohnten früher in Kotschowitz und übersiedelten nach Waag-Bisztricz, wo sie starben und daselbst beerdigt wurden. Deren Kinder: Jizchak, Rachel, Debora, Josef, David Leb, Edel (lebt in Amerika), Mirjam, Moriz, Siegmund und Zilli.

Muhme עלקל war mit Selig Langfelder verheiratet. Sie wohnten früher in Beczkó, zuletzt in Zablat bei Trencsin, wo sie starben und haben auf dem בית החיים in Trencsin ihre letzte Ruhestätte gefunden. Deren Kinder waren: ein Sohn, Wolf, der kurze Zeit nach seiner Verheiratung in Wieszka starb und einen Knaben Ascher hinterließ; ferner eine Tochter Mirjam, die mit N. Smetana in Trencsin verheiratet war.

Muhme חיה שרה. Der Name ihres Mannes ist mir nicht bekannt. Ihre Kinder waren: Ester und Moriz. Muhme חיה שרה wohnte zuletzt in Kúty bei Neuhäusel, wo sie im hohen Alter starb.

Die Erlebnisse meiner Eltern.

Die Lebensgeschichte meiner seligen Eltern ist im wahren Sinne des Wortes eine Leidensgeschichte. Von den Freuden der Welt wußten sie gar nichts. An Genuß und Vergnügen konnten sie um so weniger denken, als ihnen weder Mittel noch Gelegenheit dazu geboten war, da sie ja größtenteils in Dörfern lebten. Dagegen

hatten sie oft gegen verschiedene Schicksalsschläge zu kämpfen und unsäglichen Kummer zu tragen. So erzählten sie von einer Hungersnot, welche infolge einer Mißernte entstanden war, in der manche Menschen aus Mangel an Nahrung starben. Manche nährten sich von gewissen Kräutern, zumeist sauern Blättern, welche Nahrung endlich eine verderbliche Wirkung zur Folge hatte. In besser situierten Familien wurde Brod aus Kleienmehl verfertigt. Ein vorgefundenes Stück אפיקומן, das man am zweiten Sederabende aufzubewahren und wegzulegen pflegte, ist als ein Leckerbissen verzehrt worden.

Drei ihrer Leidensgeschichten, deren eine durch eine plötzliche Naturerscheinung, die zweite durch Böswilligkeit schlechter Menschen und die dritte durch eine allgemeine Landplage herbeigeführt wurde, mögen hier erzählt werden.*)

Nach der Verheiratung meiner Eltern wohnten sie in Kalnitz, einem Gebirgsdorfe unweit von Beczkó.**) Hier betrieben sie, wie fast alle in Dörfern wohnenden Juden, eine Branntweinbrennerei. Das Erzeugnis wurde zum Teile durch Ausschank im Kleinen im Orte verbraucht, der größere Teil aber in Waag-Neustadtl oder zur Marktzeit in Tyrnau veräußert. In diesem Dorfe (Kalnicz) wurden sie (beiläufig im Jahre 1804) an einem Sabbatausgange (מוצאי שבת), einer Sommernacht, von einem fürchterlichen Gewitter, welchem eine verwüstende Überschwemmung folgte, heimgesucht. Gewaltige Donner- und Blitzschläge verkündeten das Herannahen einer Katastrophe. Während sie daran dachten, aus dem Hause zu gehen und die nötigsten Wäsche- und Kleidungsstücke mitzunehmen, erhob sich ein gewaltiger Sturm, wodurch die Fensterscheiben zertrümmert und die einzige Flamme an der siebenzackigen Lampe verlöscht wurde. Nun war an die Rettung mancher nötigen Gegenstände nicht mehr zu denken, denn schon wateten sie im Wasser, welches zu den Fenstern und Türen eindrang. In dieser Verzweiflung ergriffen sie die drei schlafenden Kinder Elchanan (5 Jahre alt), Jakob (3 Jahre) und Mayer als Säugling, um aus dem Hause zu gehen. Ihr Wohn- und Wirtschaftsgebäude war aus einfachem, weichem Lehm ohne festen Grund gebaut, mit einem Strohdach gedeckt, hinter einem gebirgigen Garten gelegen. Mit den drei Kindern, von welchen der Vater die zwei älteren auf die Schulter und die Mutter den Säugling in die Arme nahm, gingen sie aus dem Zimmer in das Vorzimmer, von da durch

---

*) Es dürfte für die Nachkommen der Familie, welche einst in jene Gegend kommen sollten, interessant sein, die Erlebnisse ihrer Voreltern daselbst zu erfahren.

**) Der Ort Beczkó liegt am linken Waagufer zwischen Trencsin und Neustadel (Vágujhely) und macht sich dem auf der Waagtalbahn Vorüberreisenden durch eine auf einem hohen Felsen aufragende Ruine (eines Raubritterschlosses) bemerkbar.

die Kammer in den anstoßenden Viehstall, von wo eine Leiter auf den Stroh- und Heuboden führte. Auf dem Wege durch das Vorzimmer fiel der dreijährige Jakob ins Wasser, der Vater zog ihn heraus und nahm ihn wieder auf die Schulter.*) Sie begaben sich auf den Heuboden. Nicht lange jedoch konnten sie da ausruhen, denn sie wußten, daß der Zusammensturz des Gebäudes unvermeidlich nahe bevorstand. Da kletterte der Vater durch die in der Ecke des Strohdaches befindliche Öffnung auf das Äußere des Daches, wo zum Sitzen ein platter Raum war, wohin ihm die Mutter zuerst die Kinder hinausreichte und dann sich selber dahin begab. Während der ganzen grauenvollen Zeit ihres Auszuges aus dem Zimmer bis auf den unsicheren, gefahrvollen Sitz auf dem Dache tobte der Sturm, und die dichte Finsternis wurde nur durch den öfteren Blitzstrahl fürchterlich erleuchtet. Kaum hatten sie sich aber auf dem Dache niedergesetzt, als die Mauern des Gebäudes unterweicht wurden, das Lehmgebäude zusammenbrach und das Dach niedersank. Als der Sturm sich endlich gelegt hatte, kam der helle Mond in seiner herrlichsten Erscheinung aus dem sich teilenden Gewölke hervor, und nun sahen die Eltern alle ihre durch schwere Arbeit erworbenen Habseligkeiten, als Zimmereinrichtung, Wäsche und Kleidungsstücke, sowie sonstige Haus- und Wirtschaftsgeräte vom Strome hinweggerissen und fortschwimmen. Noch hörten sie das Blöcken des an die Krippe gefesselten Viehes. Sie wußten nun, daß sie arm, ganz arm waren, sie hatten nichts, als das nackte Leben gerettet. Bedenkt man dabei ihre ausgestandene Angst, das Weinen und Jammern der kleinen Kinder, so muß man den Mut, die Ausdauer und die außerordentliche Energie der teuren Eltern bewundern, mit welcher sie unter dem göttlichen Beistande ihr eigenes wie das Leben der Kinder vom Untergange retteten.

Am frühen Morgen wurden die Eltern vom Dache heruntergeholt und mittels Kahnes in eine Wohnung gebracht, wo sie mit den unentbehrlichsten Kleidungsstücken versehen wurden. Nach kurzer Erholung begaben sie sich mit den drei Kindern zu den Eltern der Mutter nach Kotschowitz, wo sie bis zur Auffindung eines neuen Wohnsitzes blieben.

Ich hätte die ganze Geschichte dieser wunderbaren Lebensrettung für unglaublich gehalten und keiner Aufzeichnung gewürdigt, wenn ich die Geschichte nicht aus dem Munde meiner teuren Mutter erzählen gehört hätte.

Nach einiger Zeit pachteten sie in dem benachbarten Dorfe Wieszka von der adeligen Herrschaft Pláty ein Wirtschaftsgebäude.

---

*) Derselbe war auch bis an sein Lebensende der unglücklichste unter uns Geschwistern.

Das Haus befindet sich in der Mitte des Dorfes. Hier wurden die Kinder: Jachet, David, Mirl, ich und Leopold geboren.*)

Das Plátysche Gut ging von seinen Söhnen käuflich an die Familie Tauber aus Kotschowitz über, in deren Besitz es auch gegenwärtig ist.

Beiläufig um das Jahr 1820 gingen die zwei Kinder Elchanan und Mayer aus dem elterlichen Hause in die Fremde, wovon weiter ausführlich erzählt wird.

Um diese Zeit wurde den Eltern von dem zornsüchtigen v. Pláty, einer geringfügigen Ursache halber, der Pachtvertrag gekündigt, worauf sie das Haus an der Straße in Wieszka von dem in dem nahen Orte Rakolup wohnhaften Gutsbesitzer Bánovzey pachteten und hier neuerdings ein Wirtschaftsgeschäft einrichteten. Hier brachten sie es in kurzer Zeit zu einigem Vermögen und hätten hier auch zu einer Wohlhabenheit gelangen können, wenn nicht ein neues Unglück über sie hereingebrochen wäre.

Es war folgender Fall:

Bei Gelegenheit einer Bauernhochzeit, die wie gewöhnlich mehrere Tage dauerte, wobei das Tanzen bei uns in der Schänkstube stattgefunden hatte, war ein Bauernjunge in Begleitung seiner Geliebten in den Hofraum hinausgegangen und in den eben in Reparatur stehenden offenen Brunnen, welchen die Arbeiter beim Weggehen nicht zugedeckt hatten, hineingefallen. Er mag etwas übermäßig getrunken haben und es war eben eine finstere Winternacht. Seine Begleiterin hatte auf ihn im Vorzimmer gewartet, als er aber nicht zurückkehrte, dachte sie — wie sie später erklärte — er sei nach Hause gegangen, und so ging sie in die Tanzstube zurück. Weder hier, noch in seinem Elternhause kümmerte man sich um seinen Abgang. Erst am andern Morgen, als zum Bedarfe der Brennerei Wasser geschöpft werden mußte, stieß der Knecht mit dem hinuntergelassenen Wasserschaff auf den Fuß des Ertrunkenen. Es läßt sich kaum vorstellen, welche Aufregung in unserem Hause wie im ganzen Orte und in den benachbarten Dörfern herrschte. Selbstverständlich galt der Zorn nicht so sehr unserem Hause, als den schuldtragenden, pflichtvergessenen Arbeitern. Während dieses Vorfalles war der Vater in Tyrnau zu Markte, von wo er erst zu Ende der Woche zurück-

*) Der Gutsbesitzer Pláty war mit einer Frau verheiratet, die eine Verwandte der gräflichen Familie Benjowsky war. Graf Benjowsky war in einem Kriege gegen Rußland als Gefangener nach Sibirien in Gefangenschaft geführt worden; von dort geflüchtet, wurde er dann König auf der Insel Madagaskar.

Einiges aus der sehr interessanten Geschichte des Grafen Benjowsky ist in dem Romane „Die Verschwörung in Kamtschatka" von Kotzebue zu lesen. Wiewohl Roman, enthält doch das Buch viel Wahres. Graf Benjowsky hatte einmal seine Gemahlin, die Gräfin, mit zwei dienenden Mohren in Wieszka besucht und ihr von seinen Erlebnissen Mitteilung gemacht, welche sie dann meinem Vater erzählte.

kehrte. Von keiner Seite ward während der ganzen Woche wegen des Vorfalles ein Verdacht gegen unser Haus angeregt, um so weniger, als wir mit allen Einwohnern des Ortes im besten Einvernehmen friedlich lebten und gerade jener unglückliche Bursche seiner Gutmütigkeit halber, was auch in seinem Elternhause bekannt war, in unserem Hause besonders gutgelitten war.

Erst am Samstag, zur Zeit, als die Eltern in die Synagoge nach Beczkó gegangen waren, bohrte der Knecht eine Öffnung in ein mit starkem Branntwein gefülltes Faß und trank mittels eines Strohhalmes sich einen solchen lebensgefährlichen Rausch an, daß er nur mit Mühe am Leben erhalten werden konnte. Als er dann einigermaßen nüchtern ward, wurde er vom Vater dafür gezüchtigt, daß er durch Ausrinnen eines Teiles des Branntweines einen empfindlichen Schaden angerichtet hatte.

Die Rache für diese Züchtigung war aber fürchterlich. Der Knecht ging nämlich zu den Eltern des Ertrunkenen und erzählte ihnen, daß ihr Sohn nicht infolge eines Rausches ertrunken sei, sondern daß er (der Knecht) durchs Fenster des Branntweinhauses gesehen, wie sein junger Herr Jakob ihren Sohn durch Schläge mit einem Holzscheit auf den Kopf betäubt und in den Brunnen geworfen habe. Es wurde sofort der Ortsrichter nebst anderen Bauern zusammengerufen, in deren Gegenwart der Knecht diese verhängnisvolle Aussage wiederholte. Ein Protokoll wurde hierbei nicht verfaßt, weil niemand unter den Persönlichkeiten schreiben oder lesen konnte. Gleichwohl hätten sie sich von der Lügenhaftigkeit der Aussage überzeugen können, da der Vorgang bei Nacht stattgefunden hatte, wenn sie an Ort und Stelle des Vorfalles untersucht hätten, ob es bei stockfinsterer Nacht möglich sei, von dem angegebenen Fenster aus etwas von dem entfernten Orte des Brunnens wahrzunehmen.

In unserem Hause hatte man des Nachts von dem Vorfalle keine Ahnung. Des Morgens aber war der ganze Ort in Aufregung und es wurde uns von Jung und Alt „Žside Zabiak", das heißt Jude, Mörder zugerufen, und dieser Zuruf galt sofort auch allen Juden in den benachbarten Dörfern. Niemand von uns wagte auf die Gasse zu gehen, auch Verwandte und Freunde trauten sich nicht, uns zu besuchen. So ward hierdurch der gänzliche Ruin des Hauses herbeigeführt. Wirtschaft und Erwerb waren zu Ende und alles Erworbene hat ein aus dieser Affäre gewordener Prozeß verschlungen.

Als dann der Vorfall bei der Komitatsbehörde angezeigt wurde, folgten mehrere Vorladungen an Bruder Jakob zum Gerichte nach Trencsin. In baldiger Erkenntnis seiner Unschuld wurde nicht einmal eine Untersuchungshaft gegen ihn verhängt. Schon nach dem ersten Verhöre gewann das Gericht die Überzeugung von seiner Unschuld und daß die ganze Anklage auf falscher Grundlage aufgebaut war,

um so mehr, als er nachzuweisen vermochte, daß er zur kritischen Stunde gar nicht zu Hause gewesen sei. Das Resultat mehrerer Verhandlungen war, daß die Leiche des Ertrunkenen exhumiert und untersucht werden mußte. Rache und Haß seitens seiner Verwandten erwirkten, daß die Obduktion vor unserem Hause vorgenommen wurde. Es erschien eine Kommission der Komitatsbehörde mit dem Komitatsphysikus, welch letzterer die untersuchten Bestandteile den zahlreichen Anwesenden vorzeigte und verlautbarte, daß der Befund nicht den geringsten Hinweis auf einen Mord rechtfertige, daß aber im Magen noch Spuren von unverdautem Alkohol zu konstatieren waren, demzufolge der Ertrunkene von selbst in den Brunnen gefallen sein mußte. Demgemäß wurde gleichzeitig von der Gerichtskommission jede Kundgebung einer Feindseligkeit gegen uns bei sonstiger Strafe verboten.

Mit diesem Akte hatte wohl die Unglücksgeschichte ihr Ende erreicht; trotzdem war aber an ein dauerndes Verbleiben in Wieszka nicht zu denken; denn trotz des günstigen Ausganges des Prozesses war unser Haus von der Landbevölkerung gemieden. Es mußte ein neues Heim, ein anderer Erwerb aufgesucht werden.

Aber noch ein neues Verhängnis war uns beschieden.

In derselben Zeit war in der Gegend eine Viehseuche ausgebrochen, welche auch einen Teil vom Viehstande unseres Hauses wegraffte. Und da der Vater schon früher einige zur Wirtschaft nötige Zug- und Mastochsen auf einem Markte angeschafft hatte, so wurde er beschuldigt, die Seuche nach der Gegend eingeschleppt zu haben, und deshalb gegen ihn bei Gericht ein Prozeß angestrengt. Er wurde vor das Gericht nach Trencsin vorgeladen und durfte einige Wochen den Ort nicht verlassen, damit er bei jeder betreffenden Verhandlung sofort zugegen sein könne. Endlich wurde erhoben, daß die Anzeige ein Nachspiel des vorigen Prozesses, die Anklage aus dauerndem Haß anhängig gemacht war, und der Vater wurde freigesprochen.

Während der Abwesenheit des Vaters vom Hause brachen des Nachts Diebe in das Wirtschaftsgebäude ein. Wohl waren Mutter und Kinder wach, sie wagten aber nicht, sich zur Wehre zu setzen, ja selbst nicht, ihre Wachsamkeit kundzugeben. Die Diebe nahmen also ungestört alles mit, was sie wegbringen konnten. Unter anderen Gegenständen auch zwei kupferne Kesselhüte, Bestandteile der Brennerei, welche sie in Neustadtel, aus Furcht, angehalten zu werden, wegwarfen. Diese Gegenstände wurden durch Bruder David, der zurzeit daselbst war, als unser Eigentum reklamiert und in unbrauchbarem Zustande uns zurückgegeben.

Unter diesen Verhältnissen übersiedelten wir nach Beczkó. Hier pachtete der Vater ein Brauhaus, was sich aber nach drei Jahren als ein verfehltes Unternehmen herausstellte. Es mußte mit empfind-

lichem Verluste aufgegeben werden. Da in Beczkó kein anderer Erwerb zu finden war, übersiedelten die Eltern im Jahre 1836 nach Turna, einem Dorfe unweit Trencsin, wo der Vater von dem seinerzeit in weiten Kreisen sehr geachteten Menasche Frankl das Brau- und Branntweinhaus pachtete. Es behagte den Eltern aber das Dorfleben nicht; auch entsprach das Einkommen nicht der großen Plage, mit welcher das Geschäft verbunden war. Sie blieben nur beiläufig drei Jahre in Turna und übersiedelten nach Trencsin, wo sie ein Haus pachteten und wieder eine Brennerei einrichteten. Es ist das Haus Nr. 180 in der Gyurcsekgasse, auf dessen Grund nachmals ein Kloster erbaut wurde.

Hier hatten wir einen der traurigsten Punkte unserer Familiengeschichte zu verzeichnen; denn in diesem Hause haben wir am 20. Siwan 5604 unsere teure Mutter verloren.*)

Nach dem Ableben der Mutter zog der Vater mit unserer Schwester Mirl nach dem naheliegenden Dorfe Zamarócz, wo er wieder eine Landwirtschaft betrieb. Trotz seines hohen Alters — er war schon 84 bis 85 Jahre alt — war er noch ziemlich rüstig bei der Überwachung der Arbeiter auf dem Felde. Als dann Schwester Mirl geheiratet hatte und in Trencsin wohnte, nahm der Vater seine ständige Wohnung bei ihr, bis er am ersten Tage Chanuka 5631 im 94. Lebensjahre sehr geehrt und geachtet sein mühe- und sorgenvolles Leben beschloß.

Einige Tage vor dem Ableben des teuren Vaters besuchten wir ihn, nämlich Bruder Mayer, Leopold und ich, als er schon seinem Ende nahte. Als wir zu ihm hintraten, bemerkte er, sichtlich freudig erregt: „Zu früh, liebe Kinder!" Eine Andeutung, daß er noch für einige Tage Lebenskraft in sich fühle. Wir blieben also nur drei Tage bei ihm; längere Zeit zu verweilen, erlaubten unsere Berufsverhältnisse nicht. Wir mußten schweren Herzens abreisen. Es war 12 Uhr nachts, als der Wagen, welcher uns zur betreffenden Bahnstation zu führen hatte, vor der Tür stand. Wer vermag da unseren Abschied zu schildern! Der Vater segnete uns, wie üblich, mit auf unsere Köpfe gelegten Händen und stumm, ohne einen Laut hervorbringen zu können, verließen wir, noch einen Blick — auf Nimmerwiedersehen — schluchzend das Zimmer und fuhren von dannen.

Nach einigen Tagen brachte uns ein Telegramm die Kunde von seinem Ableben.

---

*) Wie die Verkehrsmittel und das Postwesen zu jener Zeit beschaffen waren, kann der Umstand bezeichnen, daß wir, nämlich Bruder Mayer und ich, von dem Ableben der Mutter, welches man uns sofort — es war an einem Freitag — mittels Postbriefes nach Preßburg mitgeteilt hatte, erst am folgenden Mittwoch nachmittags erfahren haben.

Hier findet die Lebensgeschichte unserer teuren seligen Eltern ihren Abschluß. Mögen sie, wie bei ihren Kindern, so auch bei ihren späteren Nachkommen in ehrendem Andenken bleiben.

Schul- und Erziehungswesen.

Bevor ich in die Lebensgeschichte von uns Geschwistern eingehe, soll hier einiges über die früher auf dem Lande üblichen Schul- und Erziehungsverhältnisse vorangeschickt werden:

Da viele jüdische Familien einzeln in Dörfern wohnten, auch deren Verhältnisse es nicht gestatteten, einen Lehrer ins Haus aufzunehmen, so mußten ihre Kinder schon im 5. oder 6. Lebensjahre eine im nächstgelegenen Orte bestehende Sammelschule (חדר) besuchen. Eine solche Lehranstalt war gewöhnlich von 20 bis 25 Kindern verschiedenen Alters und Geschlechtes, wie verschiedener Klassen besucht. Den Unterricht erteilte ein einziger Lehrer (מלמד), und zwar, in Ermangelung jeder pädagogischen Fähigkeit wie jedes geeigneten Lehrmittels, fast jedem Kinde einzeln. Der Hauptunterrichtsgegenstand war das Hebräische, zumal man einerseits andere Ansprüche an den Lehrer nicht stellen konnte, anderseits solche zu stellen nicht das Bedürfnis hatte. So wurde ein Knabe, kaum des richtigen Lesens kundig, zum „Chumisch" angehalten, und bald wurde ihm auch der unpunktierte Kommentar „Raschi" — in noch unbekannter Schrift — eingedrillt. Das חומש wurde vollständig, ohne einen Vers in den fünf Büchern wegzulassen, gelehrt. Sobald einige Fertigkeit hierin erlangt war, wurde jedesmal der laufende Wochenabschnitt (סדרה) ganz durchgenommen. Im 8. oder 9. Lebensalter wurde manchem Knaben schon eine Mischna — aus einer Gemara, was den Ehrgeiz des Lernenden weckte — selbstverständlich alles ohne System und richtiges Verständnis, einfach mechanisch, beigebracht. Die anderen Lehrgegenstände waren: Deutschlesen, Deutsch- und Jüdischschreiben und Rechnen. Der erweiterte Unterricht bestand in der Sprachlehre, von welcher es zu wissen genügte, daß es 10 Redeteile gebe und diese aufzuzählen. Aus denselben selbständig einen Satz als Beispiel zu bilden, daran hat man nicht gedacht. Die Syntaxlehre hielt man für ganz überflüssig.

Rechnen lehrte man: „Die vier Spezien": Addieren, Subtrahieren, Multiplizieren und Dividieren, in ganz primitiver Weise, ohne Anwendung von vielen Beispielen. Ein Lehrer, welcher darüber hinausging, wurde für einen großen Rechenmeister gehalten.

Die größte Schwierigkeit bot der Schreibunterricht. Da Stahlfedern noch nicht existierten, war es keine kleine Aufgabe für

den Lehrer, jedem Schüler eine Kielfeder zu schneiden oder zu richten.

Die Schulstunden waren von 8 bis 12 Uhr vormittags und 2 bis 7 Uhr nachmittags. In den Abendstunden leuchtete — spärlich — eine dünne Talgkerze um 2 Scheinkreuzer (heute kaum als Nachtlicht genügend) für alle Kinder.

Freitag von 11 bis 12 Uhr wurde ein Teil des laufenden Wochenabschnittes mit den Tonzeichen (נגינות) und die Haftara (הפטרה) gelesen. (סדרה מעביר sein), dann war bis Sonntag früh kein Schulunterricht. Außer dieser freien Zeit gab es nur am ראש חדש nachmittag Ferien.

Der Schulbesuch endete bei Knaben gewöhnlich mit dem zurückgelegten 14. Lebensjahre. Von da ab wurden die meisten zum häuslichen Geschäftsbetriebe angehalten, manche zum Handel angeleitet, indem man ihnen eine Auswahl von verschiedenen Waren für Bauernfamilien in ein kleines Bündel auf den Rücken legte. Das Bündel wurde mit dem Heranwachsen des Knaben immer größer und schwerer, der Träger desselben endlich ein „Dorfgeher"; wir haben dafür in der modernen Zeit einen nobleren Ausdruck: „Hausierer". Einen wissenschaftlichen Beruf zu wählen, war nur reichen Familien oder Bewohnern großer Städte leicht möglich, und auch da war ein anderer als der Ärztestand undenkbar. Nur selten gelang es einem Landkrämer, der mit einem Kaufmanne in der Stadt in Geschäftsverbindung stand, bei diesem seinen Sohn als Lehrling unterzubringen, der sich zum Kaufmann heranbilden konnte.

Am seltensten wurde an ein Handwerk gedacht, und zwar zunächst aus dem Grunde, weil außer Schneider und Schuster nur äußerst selten ein anderes Handwerk unter Juden zu finden war und die wenigen vorhandenen keinen Konkurrenten erziehen wollten, christliche Meister aber nicht geneigt sein mochten, jüdische Lehrlinge aufzunehmen. Hat es auch keinen solchen ausgebildeten Antisemitismus gegeben, wie ihn unsere neue Zeit geschaffen hat, eine Antipathie, nicht so sehr gegen Judentum wie gegen Juden, haben unsere Vorfahren zu allen Zeiten zu verspüren gehabt. Anderseits war es jüdischerseits in jener Zeit selbverständlich verpönt, einen Knaben in ein christliches Haus zu geben. Demnach ließ man den Knaben noch einige Zeit in der Schule, um weiteren hebräischen Unterricht zu genießen, und wählte dann oft das Schächteramt zu seinem Lebensberufe. Wenn ein solcher junger Mann das nötige Wissen und die Fähigkeit bei sich zu finden glaubte, nebstbei auch unterrichten zu können, so war er für einen einzelnen jüdischen Dorfbewohner eine glückliche Akquisition und konnte später in dieser Eigenschaft in eine Gemeinde avancieren. Um seiner Stellung eine höhere Weihe zu geben und dadurch auch seine pekuniären Verhältnisse zu verbessern, versuchte er manche natürliche Anlagen seines

Wesens zur Geltung zu bringen; oft fand er in seiner Kehle die göttliche Gabe eines Sängers, und da ihm die liturgischen Weisen nicht unbekannt waren, so war er sofort auch wohlbestallter (חזן) Vorbeter. In dieser seiner dreifachen Leistungsfähigkeit ein gemachter Mann.

Wenn sich ein Schulknabe durch besondere Geistesgaben auszeichnete, was sich beim Unterrichte des Hebräischen am besten kundzugeben hatte, so wurde für ihn der höchste Beruf, der Rabbinerstand, gewählt. Zu diesem Zwecke wurde unser geistbegabter Junge in seinem 14. bis 15. Lebensjahre in eine Schule für Talmudbeflissene (Jeschiwa) geschickt. Denn, sagten die Eltern in ihrem frommen Vorhaben, wenn unser Sohn auch kein Rabbiner werden sollte, so wird er keinesfalls ein Am-Haarez (Ungelehrter) sein und nach seiner Rückkehr in die Heimat eine geachtete und bevorzugte Stellung in der Gesellschaft einnehmen. In der Tat war es aber auch nicht selten der Fall, daß so ein „Gottgelahrter" auch ein tüchtiger Geschäftsmann geworden ist. Solche Männer waren denn, nebst den Rabbinern, bewährte Repräsentanten des Judentums.

Meine Geschwister.

Von uns Geschwistern sollen in den folgenden Blättern nur die Hauptmomente unserer Lebensgeschichte erzählt werden. Wenn auch von keinem wichtige Begebenheiten zu vermerken sind, so ist meine Absicht, in diesem Familienverzeichnisse die Namen derer in pietätvoller Erinnerung dauernd festzuhalten, die mir im Leben teuer waren und teuer geblieben sind, und ihr Andenken der Vergessenheit zu entreißen; dann auch jener Personen, welche durch mir erwiesene liebreiche Leistungen meine Dankbarkeit erworben, als auch jener, welche — wenn auch unwillkürlich — zu einer günstigen Wendung in meiner Lebensrichtung beigetragen haben.

Wir waren 8 Geschwister, 6 Brüder und 2 Schwestern. Wenn auch verschiedene Lebensberufe wählend, folgten wir doch alle gemeinsam dem Charakterzuge unseres Elternhauses, welches sich zwar nicht durch großen Reichtum oder sonstige soziale Stellung hervortat, in welchem aber die schönsten Lebenstugenden als: Einfachheit der Lebensbedürfnisse, ungeheuchelte Frömmigkeit, Rechtschaffenheit und Ehrenhaftigkeit, wie steter Drang zur fleißigen und ehrlichen Erwerbstätigkeit vorherrschende Eigenschaften waren.

Tiefe Verehrung gegen die Eltern, wie zärtliche Liebe und Treue gegeneinander war zu jeder Zeit das Band, welches uns enge umschlungen hat.

Unser ältester Bruder Elchanan (אלחנן), geboren am 2. September 1809 (בא' אלול תקסט) in Kalnitz, ging, nachdem er in den heimatlichen Schulen die ersten Wissenselemente erlernt hatte, in seiner frühen Jugend zum Zwecke der Ausbildung nach Prag, der damaligen Metropole der jüdischen Wissenschaft. Hier eignete er sich in einigen Jahren soviel jüdisches und deutsches Wissen an, um auf einen ordentlichen Lehrerposten Anspruch machen zu können. Zur Erlangung eines solchen war es zu jener Zeit nicht nötig, sich über pädagogische Befähigung auszuweisen. Ein nach damaligen Begriffen gebildeter junger Mann war selbstverständlich, ohne weiteres, ein guter Lehrer; besonders wenn einer nicht die gewöhnliche jüdische Jargon-Umgangssprache führte, sondern sich reindeutsch auszudrücken vermochte, dessen Bildung konnte nicht angezweifelt werden. Bruder Elchanan hatte jedoch ein ansehnlicheres Maß allgemeiner Bildung erworben, dazu verfügte er auch über eine schöne Handschrift, was zu einer Zeit, in der die Kenntnis des Schreibens überhaupt nicht allgemein war, desto mehr geeignet sein mußte, allenthalben bestens zu empfehlen. In der Tat erlangte er einen Lehrerposten in einem vornehmen Hause in Wag-Neustadtl. Seinem Unterrichte hatte der nachmals zur Berühmtheit gelangte Eduard Einhorn eine gute Grundlage zur höheren Ausbildung zu verdanken.*)

Nach einigen Jahren heiratete Bruder Elchanan die Tochter des sehr geachteten Kaufmannes Herrn Mayer Leb Gutmann in Leipnik, namens Esther. In Beczkó hatte Bruder Elchanan schon früher ein Haus käuflich erworben; in demselben errichteten sie eine Gemischt-Warenhandlung, welche sie mehrere Jahre lang mit gutem Erfolge führten. Als aber zu dem bereits früher bestandenen ähnlichen Geschäfte ein drittes dazukam, mußten sie zu der Überzeugung gelangen, daß die Konkurrenz für sie zu groß war. Er löste daher das Geschäft in Beczkó auf und übersiedelte auf Veranlassung seiner Schwäger, der Herren Gebrüder Gutmann in Wien, nach Wag-Neustadtl. Hier lebten sie in besonderer Achtung. Sie wirkten da in einigen Wohltätigkeitsvereinen, er war auch in der Leitung der Administration der Schule tätig.

Aus ihrer Ehe gingen hervor die Kinder: Emma (אירל), verheiratete Spronz; sie starb unter Zurücklassung mehrerer Kinder, von welchen Herr Dr. Ludwig Spronz (Dr. Soprony), Komitats-

*) Eduard Einhorn (Horn) war als Patriot im Revolutionsjahre 1848 Feldprediger bei der ungarischen Armee in der Festung Komorn. Nach der Kapitulation derselben mußte er als Verbannter flüchten. Er ging nach Paris. Nach seiner Amnestierung von dort zurückgekehrt, wurde er von der Stadt Preßburg als Abgeordneter in den Landtag nach Budapest entsendet, wo er dann als Staatssekretär beim ungarischen Ministerium im allgemeinen hohen Ansehen stand. — Bei Gelegenheit eines Besuches in seinem Elternhaus in Neustadtl beehrte er auch seinen ehemaligen Lehrer Fuchs in Beczkó mit seinem Besuche.

Bezirksarzt in Trencsin, hervorzuheben ist. — Resi (ריזל), verheiratete Roth, starb ebenfalls unter Zurücklassung mehrerer Kinder. Eine Tochter derselben, namens Lotti, verheiratet gewesene Fuchs, lebt in Neustadtl. — Eva (שבע), verheiratete Kurz, lebt in Wien. — Etella (עלקל), verheiratet mit Herrn Salomon Diamant, Kaufmann in Wag-Neustadtl.

Bruder Elchanan starb am 22. August 1893 (יוד אלול תר"נג) im 85. Lebensjahre. — Schwägerin Esther starb am 28. März 1897 (ב"ה אדר תר"נו).

Bruder Jakob (יעקב) (ביום ג' לס' דברים תק"עא) in Kalnitz geboren, war ein Unglückskind in unserem Elternhause. War es schon eine unheilvolle Bestimmung für ihn, daß er die engbegrenzte Heimat nicht verlassen konnte, indem er, auf die häusliche Wirtschaft angewiesen, unentbehrlich war, so hemmten auch noch besondere Widerwärtigkeiten zu verschiedenen Malen seinen Lebenslauf. Zu Anfang war es der bereits erzählte Prozeß wegen des ertrunkenen Bauernburschen; dann folgten andere zufällige Vorkommnisse, welche das Leben seiner Jugendjahre verkümmerten. Er heiratete die Tochter von M. Schurau, eines Wirtschaftsbesitzers in Szelicsna, namens Jittel, und errichtete ein ähnliches Geschäft wie das im Elternhause in Wieszka, dann in Klein-Lihotta im Neutraer Komitate. Hier starb seine Frau. Der kummervollen Lebensweise müde, gab er die mühselige Wirtschaft auf und ging nach Trencsin, wo er bei seiner Tochter (בילא) Betti, verheirateten Kellermann, mehrere Jahre in krankhaftem Zustande lebte. Er starb am 19. Juli 1890 (ביום ש"ק ב' אב ת"רן) im 79. Lebensjahre.

Außer der erwähnten Tochter Betti hinterließ er noch die Kinder: Resi, verheiratete Popper, Adolf, Moritz, Josef und Hermann. Josef diente einige Jahre beim Militär. Im Jahre 1866 mußte er nach der Schlacht bei Königgrätz mit vielen anderen die Flucht ergreifen und kam nach Olmütz, wo er sich verheiratete und bei seinem Ableben eine Tochter, namens Sophie, hinterließ, welche mit Herrn Heinrich Klein in Olmütz verheiratet ist.

Bruder Mayer (מאיר) wurde am 8. Februar 1814 (ח' שבט תק"עד) in Kalnitz geboren. Der Unterricht in den Elementargegenständen kann bei ihm, der Beschaffenheit einer Dorfschule entsprechend, nur ein ganz primitiver gewesen sein. Es zeigten sich jedoch bei ihm frühzeitig natürliche Anlagen, welche ein gutes Auffassungsvermögen erkennen ließen, wie auch eine entschiedene Neigung zum Lernen. Eltern und Bekannte sahen schon in dem Knaben den künftigen Gelehrten, selbstverständlich nach damaliger zeitgemäßer Anschauung — den Rabbiner. Zur Erlangung dieses Zieles wurde er frühzeitig nach Nameszto geschickt, wo der in weiten Kreisen als

ausgezeichneter „Wohllerner" geachtete Rabbiner H. Deutsch (bekannt unter dem Namen: ר' הרש ר' מאנדעלם) lehrte. Nachdem Bruder Mayer in Nameszto eine gewisse Selbständigkeit im Talmudstudium gewonnen hatte, besuchte er die Schule des Rabbi K. Reich in Verbó, welcher in dem Rufe eines scharfsinnigen Talmudisten stand, weshalb er allenthalben unter dem Titel ר' קאפל חריף, d. h. der Scharfsinnige, bekannt worden. Er fand hier Gelegenheit, sein Wissen nach Wunsch zu erweitern und hätte wohl noch länger in Verbó bleiben können. Es herrschte aber zu jener Zeit allgemein eine eigentümliche Auffassung und Beurteilung des Studiums dieser Fachwissenschaft: Ein Talmudjünger (בחור), der nicht die Preßburger Hochschule (ישיבה) besucht hatte, erfreute sich, selbst bei umfassendem Wissen, nicht der Anerkennung als eines tüchtigen Talmudisten. Dieser Umstand veranlaßte auch Bruder Mayer nach Preßburg zu gehen. Hier lehrte der weltbekannte Rabbiner Moses Sofer s. A. (הרב הגאון מ"וה משה סופר ז"צ"ל), der berühmteste Talmudlehrer und anerkannte Autorität der Judenheit des 19. Jahrhundertes — weltbekannt durch sein großes Werk ח"ת"ם סופר.

Hier erwarb sich Bruder Mayer umfassendes Wissen auf talmudischem Gebiete. In Anerkennung dessen wurde er vom רבי an das sehr geachtete Haus Jakob und Glückel Deutsch, Inhaber eines großen Seidengeschäftes, als קביעות בחור empfohlen, wo er zu den Mahlzeiten an Sabbat- und Feiertagen zugezogen wurde; bald aber erwarb er sich dermaßen die Gunst des Hauses, daß er da gänzliche Verpflegung und freie Wohnung bekam. Er erfreute sich aber auch bei der großen Anzahl seiner Kollegen wie in anderen bekannten Familienkreisen besonderer Achtung und Wertschätzung. Doch wollte er endlich das Talmudlernen, trotz seines in vielen Jahren gesammelten Wissens, nicht als Mittel zum Broterwerb, sondern aus Liebe zu dieser Wissenschaft getrieben haben; auch hatte er keine Neigung zur Annahme einer Rabbinerstelle und wählte den Geschäftsberuf zu seinem Lebensunterhalt.

Er heiratete die Tochter des D. H. Sofer, genannt Sali (שרה). Mütterlicherseits war sie eine Enkelin des hochgelehrten Rabbi Daniel Proßnitz (eigentlich Steinschneider), ראש בית דין in Preßburg. Er errichtete ein Pfaidlerei- und Weißwarengeschäft, welches mehrere Jahre mit gutem Erfolge geführt wurde, dann aber einer hinzugekommenen gefährlichen Konkurrenz weichen mußte.

Ihrer Ehe entstammen die Kinder: Hanni (העניל), verheiratet mit Herrn Rabbi J. Ch. Fleischmann, Bezirksrabbiner in Zsambek. Emma, verheiratet mit Herrn Nathan Schwarz in Budapest, und Abraham Josef, verheiratet mit Lotti, geb. Roth, Enkelin unseres seligen Bruders Elchanan. Eine Tochter Resi starb im 16. Lebensjahre.

Bruder Mayer hatte ein sehr bewegtes, wechselvolles Leben, von welchem viele trübe Momente zu verzeichnen wären, die hier

lieber übergangen werden mögen. In seinem hohen Alter mußte er, nach dem Ableben seiner Frau, Preßburg, wo er zirka 60 Jahre gelebt hatte, verlassen und zu seinem Schwiegersohne, Herrn Rabbiner Fleischmann, und seiner Tochter Hanni nach Zsambek übersiedeln, bei denen er liebevolle Aufnahme gefunden und sich allgemeiner Hochachtung und Verehrung erfreute. Bruder Mayer starb ביום ה' דחנוכה תרנ"ט in Zsambek, Schwägerin Sali ביום ב' דחוה"מ סכות תרנ"ו in Preßburg.

Das Jeschiwaleben in Preßburg.

Die Jeschiwa war von mehr als 400 Hörern (בחורים) gleichzeitig besucht. Die öffentlichen Talmudvorträge (genannt „Schiurlernen"), zu welchen jeder Hörer sich vorbereiten („Schiurleienen") mußte, wurden viermal in der Woche, Sonntag bis Mittwoch vormittags, ausschließlich vom רבי ז"צ"ל selbst gehalten. Die anderen Tage waren zum Wiederholen und weiterem Vorbereiten bestimmt. Den Vorträgen ging eine Vorlesung aus חובת הלבבות (über die Herzenspflichten von Bechai) voraus; dann abends (בין מנחה למעריב) חומש mit רש"י aus dem laufenden Wochenabschnitte. תנ"ך und Grammatiklernen war jedem Einzelnen überlassen. Ebenso wurde Hebräischschreiben privat geübt. Öffentliche Studien anderer Wissenschaften waren, als das Talmudlernen beeinträchtigend, ausgeschlossen; wobei jedoch die meisten sich die Kenntnis der deutschen Sprache und des Stiles anzueignen befleißigten. Jene, welche sich zum Rabbineramte vorbereiteten, wurden angewiesen, nebenbei die praktische Kenntnis jener Agenden, welche das Rabbineramt erfordert, einige Zeit vor dem Verlassen der Jeschiwa zu erwerben; zu diesem Zwecke öfters das Schlachthaus zu besuchen, bei Ehescheidungen oder Chalizah-Akten u. dgl. zugegen zu sein.

Die Talmudvorträge fanden während des Sommers in der „Großen-Schul" (Synagoge) statt. Zu Ende des Vortrages wurde der רבי, da er schon 79 Jahre alt war, mittels einer Sänfte nach Hause getragen. Dieses Geschäft besorgten zwei jüdische Träger, selbstverständlich unentgeltlich, als Ehrensache, dann folgten zirka 400 Bachurim. Dies war ein interessanter Anblick, für Fremde eine Sehenswürdigkeit Preßburgs.

Im Winter wurden die Vorträge in der sogenannten Schiurstube gehalten. Dies war ein ebenerdiges, langgestrecktes Lokal, welches wohl nicht nach den heutigen Vorschriften der Hygiene gebaut und auch mit keinem Komfort eingerichtet war, in welchem jedoch die große Anzahl der Jeschiwaschüler versammelt war, um den Vorträgen mit Aufmerksamkeit zu folgen.

Die innere Einrichtung der Schiurstube bestand aus zwei langen, massiven hölzernen Tischen, mehreren Sesseln und Bänken

an den Wänden. In der Mitte erhob sich ein durch ein Geländer abgeschlossener, erhöhter Raum (Almemor) für den Vortragenden, um welchen die Hörer gedrängt standen. Der weit größere Teil derselben, besonders die kleinen Bachurim, mühten sich, einen „guten Platz" an den Tischen, Bänken, Sesseln oder Fensterbrettern zu erhaschen.

Hier haben oft unter den Bachurim talmudische Disputationen (פלפולים) in solcher Heftigkeit stattgefunden, daß uneingeweihte Zuhörer den Vorgang für einen Kampf auf Tod und Leben halten konnten, indes es sich um eine scharfsinnige Abhandlung eines Thema handelte, über welches eine Urteilsverschiedenheit herrschte.

Die Beleuchtung dieses altertümlichen Hörsaales war eine spärliche, weshalb auf dem Almemor vor dem Vortragenden zwei Talgkerzen brennen mußten, welche wegen der hier drückenden Atmosphäre oft dem Verlöschen nahe waren. Das hinderte jedoch niemanden, da 3 bis 4 Stunden zu verweilen. Und aus dieser Schiurstube sind die scharfsinnigsten Kenner des Talmud, die meisten Rabbiner des 19. Jahrhunderts hervorgegangen.

Die Schiurstube war nebenbei auch die Synagoge der Jeschiwa, in welcher auch der רבי betete.

Aber nicht nur für das geistige Leben, sondern auch für das leibliche Wohl der Jeschiwa ist hier nach Möglichkeit Vorsorge getroffen worden. Im allgemeinen waren die Gemeindemitglieder daran gewöhnt und hielten es für ein verdienstliches Werk, den Talmudjüngern Kosttage zu geben, und es dürfte keine jüdische Familie in der Gemeinde gegeben haben, welche nicht einem oder mehreren Bachurim während der Woche die Mittagskost verabreicht hätte. Außerdem war für den Sabbattisch die Einrichtung bestimmt, daß die Erwachsenen unter den Schülern, welche sich durch Fleiß, Wissen und musterhafte Aufführung hervorgetan, vom רבי an ein angesehenes Haus empfohlen wurden, in welchem sie an Sabbat- und Feiertagen Freitisch hatten, nicht selten auch in anderer Weise unterstützt wurden. Diese Bestimmung nannte man „קביעות". Dabei war der Brauch eingeführt, daß der Bachur am Sabbat beim Mittagessen einen kurzen exegetischen Vortrag, nämlich die Erklärung einer Stelle aus dem laufenden Wochenabschnitte, hielt. („Ein Wörtel".) Gewöhnlich war dies nicht eigenes Produkt, sondern was der Rabbi Freitag abends nach dem Gottesdienste vorgetragen hatte.

Die Hervorragenden unter den Hörern, welche schon die Fähigkeit zur Rabbinerwürde erlangt hatten, wurden an die vornehmsten Häuser gewiesen, wo sie bis zu ihrem Austritte aus der Jeschiwa freie Wohnung und gänzliche Verpflegung erhielten. (שבתות.) Für den Sabbattisch wurden viele der jungen Bachurim mittels „Plett" (d. h. Billets) an besser situierte Familien empfohlen, oder von dem Speiseverein (חברא דמזונות) — wohl kärglich — versorgt.

Durch die Schilderung des Jeschiwalebens wurde die Lebensgeschichte meiner Geschwister unterbrochen; diese wird in den folgenden Blättern fortgesetzt.

Meine Geschwister.

(Fortsetzung.)

Schwester Jachet (יכט), geboren in Wieszka, war im Elternhause in der Hauswirtschaft beschäftigt und hat auch an der Erziehung der jüngeren Geschwister teilgenommen. Außer dem Unterricht in den Elementargegenständen war für Mädchen keine Bildungsgelegenheit und auch kein Bedürfnis vorhanden. Sie war von natürlicher Herzensgüte und biederem Charakter, welche in den primitiven Lebensverhältnissen des Dorfes nicht zur Geltung kommen konnten, dagegen aber an uns jüngeren Geschwistern und später bei der Erziehung ihrer eigenen Kinder sich vorteilhaft bewährten.

Nach dem Ableben unserer Mutter heiratete sie Mayer Leb Heumann, Haus- und Wirtschaftsbesitzer in Kalnitz.

Aus ihrer Ehe gingen hervor die Kinder:

Josef, verheiratet mit Debora, geb. Wagner, in Privigye. Er errichtete daselbst eine Branntweinfabrik, mit welcher er sich ein ziemliches Vermögen erwarb und in besonderer Achtung lebte. Er starb am 17. August 1903. (ב״ד אב תר״ס.) Seine drei Söhne führen zusammen mit der Mutter das Fabriksgeschäft weiter. Sein jüngerer Bruder

Adolf, ebenfalls Wirtschaftsbesitzer in der Gegend von Privigye, lebt jetzt in Wag-Neustadtl.

Schwager Mayer Leb Heumann starb יב׳ אדר תר״מא in Kalnitz.

Schwester Jachet starb ט׳ כסלו תר״מב in Privigye.

Bruder David (דוד) wurde am 6. Oktober 1818 (ביום ג׳ ו׳ תשרי תקע״ט) in Wieszka geboren. Er verließ in früher Jugend das Elternhaus, weil da keine Aussicht auf einen Erwerb in der Zukunft für ihn vorhanden war. So war er zuerst in einem Weingeschäfte in Neustadtl bedienstet, dann erlernte er daselbst das Gerber-Handwerk. In dieser Eigenschaft fand er bei seiner Wanderung in die Fremde einen Posten in Czecze bei Stuhlweißenburg. Bei seiner Rückkehr von dort ins Elternhaus, welches während seiner Abwesenheit nach Trencsin übersiedelt war, fand er die teure Mutter nicht mehr am Leben. Von seinem Verdienste mehrjähriger Arbeit hatte er sich schön ausgestattet und brachte sich noch einige hundert Gulden an Barschaft mit. In jener Zeit war dies für einen Handwerksgehilfen ein beträchtlicher Betrag und gab für die solide und strebsame Lebensweise eines jungen Mannes das beste Zeugnis.

Es muß von ihm rühmend hervorgehoben werden, daß er trotz seines mehrjährigen Umganges mit Berufsgenossen, unter welchen oft nicht die schönsten Charaktere vorhanden waren, eingedenk seiner Erziehung im Elternhause, einen musterhaften, frommen und sittlichen Lebenswandel bewahrt hat, weshalb er sich auch bald eines guten Rufes erfreuen konnte.

In Trencsin beschäftigte er sich noch einige Zeit mit dem Handwerke und verheiratete sich mit Chaje-Fittl, Tochter des Fruchthändlers Pinkas Weiß. Auf meine Veranlassung gab er endlich das Handwerk auf und führte einen Fruchthandel, bei welchem ihm sein Schwiegervater und auch ich, da ich mich zu jener Zeit ebenfalls mit dem Fruchthandel befaßte, mit Rat und Tat beistand. Der Fruchthandel war damals durch die im Jahre 1847 ausgebrochene Hungersnot begünstigt. Bruder David erwarb sich nach einigen Jahren fleißiger Tätigkeit einiges Vermögen, zu welchem seine Frau durch ein Hausgeschäft nicht wenig beigetragen hat. Wegen seiner Aufrichtigkeit und Rechtlichkeitsliebe stand er in besonderer Achtung bis zu seinem Lebensende.

Er starb am 6. November 1902 (ו׳ חשון תר״סג) im 85. Lebensjahre.

Ihre Kinder sind:

Sali (שרה), verh. mit Herrn M. Friedmann, Kaufmann in Trencsin,

Katti (עלקל), verw. Lederer, in Korneuburg,

Philipp (פסח), Med.-Dr., Werks- und Gemeindearzt in Witkowitz,

Adolf (אברהם), verh. mit Pauline, geb. Seßler,

Josef (יוסף), verh. mit Rosa, geb. Stößler, beide Kaufleute in Wien,

Helene (לאה), verh. mit Herrn Korány, Kaufmann in Wien,

Mathilde (מאטל), verh. mit Herrn Flack, Kaufmann in Wien,

Heinrich (חיים ליב), Beamter in Witkowitz.

Von Schwester Mirl ist schon oben in der Geschichte der seligen Eltern manches einbezogen worden; hier noch folgendes:

Sie blieb am längsten im Elternhause. Nach dem Ableben der seligen Mutter und nach der Entfernung der Schwester Jachet aus dem Hause, führte sie dem nach Zamarócz übersiedelten Vater die Hauswirtschaft, bis sie sich mit Juda (Julius) Kohn aus Zsabinczа verheiratete. Er etablierte mit bescheidenen Anfängen ein Bauholzgeschäft in Trencsin. Durch seine Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit im Geschäfte erwarb er sich unbeschränktes Vertrauen, wodurch es ihm möglich ward, das Geschäft immer mehr zu erweitern, bis er es im Vereine mit dem mittlerweile herangewachsenen Sohne Markus zu einer Blüte brachte, um die ihn viele beneideten.

Sie übersiedelten samt dem alten Vater, der als 86- oder 88jähriger Greis alle Beschäftigung aufzugeben genötigt war, von

Zamarócz nach Trencsin. Hier muß hervorgehoben werden, daß Schwager Juda und Schwester Mirl stets eifrigst bestrebt waren, dem Vater eine sorgfältige Pflege bis zu seinem Lebensende angedeihen zu lassen.

Schwager Juda starb ביום א' דחול המועד פסח תר"נב und Schwester Mirl ביום ד' דחול המועד פסח תר"נג.

Ihre Kinder sind:

Resi (ריזל), verheiratet mit Salomon Klein, Ökonomiebesitzer in Unter-Breznicz im Trencsiner Komitat.

Der bereits erwähnte Sohn

Markus (מרדכי), Bauholzhändler in Trencsin, verheiratet mit Bertha, geb. Frankl,

Etella (עלקל), verheiratet mit David Sußmann in Budapest,

Katti (קרינדל), verheiratet mit Cousin Markus Kohn in Puchó,

Julie (ייטל) war verheiratet mit Josef Wagner in Privigye. Sie starb mit Hinterlassung eines Kindes: Hermine, verheiratet mit Leopold Kohn in Wien. Ein Sohn Philipp (ליפמאן) starb in früher Jugend an einer unheilbaren Krankheit.

Der Reihenfolge nach sollte hier meine eigene Lebensgeschichte einzeln folgen; nachdem jedoch der Verlauf meiner frühen Jugendjahre mit denen des jüngeren Bruders Leopold bis zu unserem 13., beziehungsweise 12. Lebensjahre ein ganz gleichmäßiger war, so soll unsere Geschichte bis zu diesem Zeitpunkte in gemeinsamer Darstellung erzählt werden.

Ich Rudolf (ראובן) wurde am 27. April 1826*) (ביום ד' דחיל המועד פסח תק"פו) in Wieszka,

Bruder Leopold (אייזיק ליב) am 13. November 1827 (ב"ג חשון תקפה) ebenfalls in Wieszka geboren.

Hier mag noch eines Kindes, namens יחל, erwähnt werden, welches im Jahre 1833 geboren wurde und nur ein Jahr gelebt hat.

Unsere glücklichen Kinderjahre verlebten wir beide in dem Hause, in welchem wir geboren wurden; vom 5., beziehungsweise 4. Jahre an in dem an der Straße gelegenen Schank- und Wirtschaftshause. Wir waren glücklich, da wir niemals besser situierte Kinder vor uns gesehen hatten. Im Alter von kaum 5 Jahren sind wir für schulfähig gehalten worden und es kam ein Lehrer, namens Moses Schönfeld, ins Haus. Von diesem erhielten wir den ersten

---

*) Diese Angabe meines Geburtsjahres ist die richtige, dieselbe ist einer Aufzeichnung des seligen Vaters in einem תנ"כ-Teile entnommen. Mein vorhandenes Geburtszeugnis, welches nach Aussage von Gedenkmännern ausgestellt worden, enthält eine unrichtige Jahreszahl meiner Geburt.

Unterricht, zuerst im Hebräischlesen und Jüdischschreiben, dann Deutschlesen und Deutschschreiben, und zwar das Hebräische aus dem מסילות הלשון von זאב בן (Wolfsohn), welches für jene Zeit als gut methodische Arbeit bezeichnet werden kann. Die deutsche Fibel („Namenbüchel" genannt) war weit weniger pädagogisch eingerichtet, blieb aber, in Ermangelung eines Lesebuches für eine höhere Stufe, noch weiter in Verwendung, während das genannte hebräische Lesebuch verschiedenen nützlichen Lehrstoff zum Inhalt hatte, der aber vom חומש und סידרל verdrängt wurde. Diesen schenkte man fortan die meiste Zeit und Aufmerksamkeit, nur nebenbei den anderen Gegenständen. Vom חומש wurde kein Wort im ganzen Texte weggelassen und wurden weder grammatische noch sachliche Bemerkungen daran geknüpft. Der Unterricht dauerte von 8 Uhr früh bis 6—7 Uhr abends; nur zu Mittag war eine Pausestunde. Freitag von 11 bis 12 Uhr wurde das חומש-Lesen mit Anwendung der Tonzeichen (נגינות) nach Art und Weise, wie dies vom Kantor beim öffentlichen Gottesdienste vorgetragen wird, im laufenden Wochenabschnitte (סדרה מעבר) und das Lesen der Haftora (הפטרה) gelehrt. Freitag nachmittags und שבת war kein Unterricht. Besondere Ferien hat es nicht gegeben.

Als nach einiger Zeit die Schule nach Kotschowitz (½ Stunde von Wieszka) verlegt wurde, mußten wir — im Alter von 6, beziehungsweise 7 Jahren — dorthin gehen. Im Sommer morgens hin und abends zurück. Ein frugales Mittagmahl wurde uns mitgegeben: im Winter eine gekochte Speise hingeschickt. Dies mag etwa zwei Jahre gedauert haben. Als dann die Eltern nach Beczkó übersiedelten, errichtete Lehrer Schönfeld daselbst eine Sammelschule. Hier lernten wir nach dem alten nichtsystematischen System weiter; nur daß der hebräische Unterricht durch den Raschi-Kommentar erweitert wurde. Bei mir wurde im 9. Lebensjahre noch eine Ausnahme gemacht, indem ich auch zum גמרא-Lernen angehalten worden bin. Was mir hier an Auffassungsvermögen abging, das waren unsanfte Berührungen des Lehrers beizubringen bestrebt. Die erste משנה, die ich lernte, war שנים אוחזין בטלית, dann die weiteren nächsten משנות in בבא מציעא. Eine Anregung zum Selbstdenken wurde auch bei diesem schwierigen Lehrgegenstande nicht gegeben.

Während der Wohnzeit der Eltern in Beczkó war ich in meinem 10. Lebensjahre in Neustadtl, um eine bessere Schule besuchen zu können. Hier war ich frühzeitig auf Kosttage angewiesen. Allein die Schule war nur ein größeres Cheder, und ebenfalls ohne systematischen Unterricht, wie die Kosttage ohne Kost waren: so kehrte ich ins Elternhaus zurück.

Als die Eltern dann nach Turna, unweit Trencsin, übersiedelten, mußte ich und Bruder Leopold von da aus die Schule

des Rabbinatsverwesers Elasar Strehlinger in dem ½ Stunde entfernten Orte Szelicsna besuchen. Wie früher von Wieszka nach Kotschowitz, gingen wir im Sommer, „ob schön ob Regen", täglich morgens von Turna nach Szelicsna und abends heim. Im Winter blieben wir von Sonntag bis Freitag dort. Der Unterricht war hier nicht besser als der vorige in Beczkó; bei Bruder Leopold auf die gewöhnlichen Gegenstände beschränkt, während ich durch משנה und גמרא für den Jeschiwa-Besuch vorbereitet wurde.

Hier ist der Zeitpunkt, wo die Wege zwischen mir und Bruder Leopold auseinander gehen, das heißt es hat nun jeder von uns einen anderen Lebensweg eingeschlagen. Bruder Leopold blieb im Elternhause, auch nachdem die Eltern nach Trencsin übersiedelt waren, und war in der Hauswirtschaft beschäftigt. Es zeigte sich jedoch, daß er zu etwas Besserem geboren war. Die Heimat wurde ihm zu enge, das Elternhaus zu klein; er sehnte sich nach einem weiteren Wirkungskreis, nach der großen Fremde. Dies gelang ihm. Einige Zeit nach dem Ableben der Mutter wurde er, auf Empfehlung von Bruder Mayer, nach Preßburg berufen, wo er in das Seidengeschäft Jakob Deutsch aufgenommen wurde. Hier zeigte er bald Gewandtheit und Geschicklichkeit zum Geschäfte. Durch sein musterhaftes Benehmen ward er ein Liebling des Hauses und durch seine Tüchtigkeit Leiter des Geschäftes. Er erwarb sich da einiges Vermögen und ging im Jahre 1854 nach Wien, wo er in Gesellschaft mit Alb. R. Kohn ein Seidengeschäft etablierte, welches sich alsbald eines ungeahnten Aufschwunges erfreute. Im Jahre 1861 heiratete er Josephine Kuffner, Schwester des in großem Ansehen stehenden Herrn Ignaz Edlen von Kuffner in Ottakring. Nach einiger Zeit wurde das Gesellschaftsverhältnis mit Kohn aufgelöst. Sie separierten sich und Bruder Leopold gründete ein selbständiges Geschäft, welches so florierte, daß er dessen Räumlichkeiten in einigen Jahren zweimal zu wechseln und zu erweitern genötigt war. Er erfreute sich eines guten Rufes als äußerst braver und solider Kaufmann und stand auch im Ansehen bei der Handelskammer. Sein letztes Geschäftslokal hatte er I., Wipplingerstraße 30, als er in seinem 60. Lebensjahre seinem Wirkungskreise entrissen wurde.

Bruder Leopold starb am 22. September 1887 (ד' תשרי תרמח).

Schwägerin Josephine (Peppi) starb am 21. Juni 1889 (כב' סיון תרמט).

Aus ihrer Ehe stammen:

Helene, verheiratete Fleischmann in Zürich,

Therese, verheiratete Pollak in Wien,

Emil, Bildhauer und Maler in Rom.

Ein 3jähriger Knabe (Sandor) starb an Brandwunden, die er sich in einem unbewachten Momente beim geheizten Ofen zugezogen hatte.

Nachdem die Geschichte meiner frühen Jugend bis zum 13. Lebensjahre in der des Bruders Leopold enthalten war, soll nun im folgenden meine fernere Lebensgeschichte folgen. Ich muß hierbei die Bemerkung voranschicken, daß keiner von meinen Geschwistern, aber auch selten wer anderer, ein so wechselvolles Leben zu führen hatte und durch verschiedene Verhältnisse so viel verschiedene Berufe als Existenzmittel zu ergreifen, gezwungen war.

Meine Lebensgeschichte.

Ich bin am שביעי של פסח תקצט in Turna בר מצוה geworden. In der Synagoge zu Szelicsna wurde ich als solcher zur Thora aufgerufen, wobei ich den betreffenden Abschnitt (ויהי בשלח) und Hafthora vorzutragen hatte. Da zu dieser Feier Bruder Mayer aus Preßburg nach Hause gekommen war, so hielt ich nachmittags einen vom Lehrer Rabbi Strehlinger einstudierten Talmudvortrag (דרשה). Hiermit wurde meine Fähigkeit zum Talmudjünger (Jeschiwa-Bachur) konstatiert. Sonntag am 26. Mai 1839 (יג סיון תקצט) fuhr ich in Begleitung der Mutter ע"ה in die Jeschiwa nach Preßburg, wo wir Dienstag mittags anlangten. Zu dem bescheidenen Unterstützungsbetrage von meinen Eltern erhielt ich noch 8 Gulden Konventionsmünze von dem bereits erwähnten, in Turna wohnenden Menasche Frankl. Das war zu jener Zeit ein nicht unbedeutender Betrag, besonders für einen Bachur, der nur sehr bescheidene Ansprüche an das Leben machen durfte. Die Mutter blieb bis Donnerstag morgens in Preßburg. Weinend und schluchzend schieden wir voneinander. Ein Zweigroschenstück (eine sogenannte Scheidemünze) mir als übliches „Letzgeld" zurücklassend, bestieg sie wehmütig den Wagen. Dem Fahrzeuge nachsehend, blieb ich eine Weile an der Stelle und sagte mir: jetzt bist du in der Fremde! In dieser ernsten Stimmung faßte ich, bei meiner Rückkehr in die Stadt, den festen Entschluß, recht fleißig zu sein. Ich blieb diesem Vorsatze treu. Den Eltern zuliebe und ihrem Wunsche gemäß, war das Ziel meines Strebens, Rabbiner zu werden.

Vor allem mußte, der Preßburger Jeschiwasitte gemäß, ein Zylinderhut angeschafft werden, um die Schiurstube besuchen zu können, das war eine condicio sine qua non. Dieser Gebrauch war eingeführt, um den Talmudjünger in stetem Bewußtsein seiner Aufgabe zu erhalten, daß er sich in Anbetracht seines künftigen höheren Berufes in früher Jugend schon eines würdigen Benehmens befleißige.*)

*) Diese unvermeidliche — gewöhnlich nicht neue — Kopfbedeckung pflegte für ihren Träger ein unschuldiges Verhängnis zu bedeuten. Wenn

Bezüglich meiner Nahrung war ich auf Kosttage angewiesen. Hier war allgemein der Gebrauch oder vielmehr der Mißbrauch, daß man nur ein Mittagessen erhielt; mit Frühstück und Nachtmahl war man auf seine eigene Tasche angewiesen; war diese leer, so blieb es auch der Magen. Der Speiseverein (חברא דמזונית)**) konnte bei der großen Zahl der dürftigen Bachurim deren Bedürfnisse nur spärlich decken. Es wurde jedoch ein jeder mit einem vor Hunger schützenden Beitrage allwöchentlich unterstützt, nur mußte er von seinem Fleiße während der Woche durch Ablegung einer Prüfung Überzeugung liefern. Da ich fleißig war, konnte ich auf den kleinen Beitrag immer rechnen und war hiermit, nebst der Unterstützung vom Elternhause und einer Zulage von Bruder Mayer, frei von Nahrungssorgen. Hatte ein Bachur am Sabbat keinen Kosttag und war für den Sabbattisch auch nicht durch eine „Plett" versorgt (siehe oben S. 20), so erhielt er vom Vereine am Freitag Abend und Sabbat zu Mittag je zwei Brote (als לחם משנה) und eine Anweisung auf ein Glas Wein (zu קידוש). Die Beteiligten hielten dann in sabbatlicher Stimmung ein gemeinschaftliches Mahl in einem jüdischen Wirtshause. Hier wurden die üblichen Sabbatlieder (זמירות) gesungen und mancher tat sich durch ein „Wörtel" hervor, das heißt, er erklärte eine ihm unklar geschienene Stelle im Wochenabschnitte, was zur Übung in der Exegese beitrug.

Ich verzehrte anfangs das frugale Mahl, in wehmütiger Erinnerung an den שבת-Tisch im teuren Elternhause, ohne Teilnahme an der gesellschaftlichen Begeisterung; nach und nach gewöhnte ich mich daran und habe diese fröhliche Gemeinschaftlichkeit der Einladung eines Familienhauses, wo zwar eine besser gedeckte Tafel, aber meinerseits Schüchternheit am Platze war, vorgezogen. Es dauerte nicht lange, habe ich mitgesungen und auch — „gewörtelt", ja bald war ich ein Liebling der Gesellschaft.

Mit dem „Lernen" aber war es bei mir nicht gut bestellt. Ich hatte mir die Aufgabe leichter gedacht. Es war nämlich der Übergang vom Cheder in die Preßburger Jeschiwa ein viel zu schroffer, besonders da, wo ein Chatam Sofer lehrte. Um seinen gelehrten, scharfsinnigen Vortrag auffassen zu können, mußte man

---

nämlich ein Schusterbube — eine Preßburger Spezialität — einem kleinen Bachur mit einem großen Hut begegnete, so galt es als Gaudium für den bloßköpfigen und barfüßigen Helden, dem armen, harmlosen Jünger der jüdischen Hochschule den Hut „einzutreiben", das heißt weit über den Kopf zu ziehen. Von diesem lokalen Brauch (מנהג) bekam ich sofort beim Verlassen der Huthandlung einen Vorgeschmack. Kaum hatte mich so ein Frechling erblickt, glaubte er, mich für den Charakter meines Standes dadurch zu stempeln, daß er — gleichsam pflichtgemäß — mir den Hut fast über die Ohren zog. Nun wußte ich, daß ich der Preßburger Jeschiwa angehörte.

**) Dieser Verein wurde durch Beiträge von Gemeindemitgliedern und reichen Bachurim unterhalten.

schon viel Talmud gelernt haben und tiefes Denkvermögen besitzen. Selbst die erwachsenen Hörer mußten sich tüchtig vorbereiten (Schiur-Leienen). Die jüngere Klasse, zu welcher auch ich gehörte, mußte hierzu einen Korrepetitor haben. In der Jeschiwasprache: einen Chasir-Bachur.*) Leider traf ich auf einen äußerst unliebsamen Menschen, namens Elije N., der zwar „gut lernen" konnte, aber manche unausstehliche Manieren hatte. Seines Zeichens mehr Chasir als Bachur und vor Hunger genäschig.**)

War ich auch für die selbständige Auffassung der Talmudvorträge des großen, weltberühmten חתם סופר ז"צל zu schwach vorbereitet, so habe ich doch den Vorlesungen aus חובת הלבבות, welche jenen Vorträgen immer vorangiengen, sowie abends בין מנחה למעריב von חומש mit רש"י, mit einigem Verständnis folgen können. Diese Vorlesungen haben einen bleibenden, tiefen Eindruck auf mich geübt, vielleicht für die religiös-sittliche Lebensrichtung meiner ganzen Zukunft. Und so freut mich noch heute das Bewußtsein, die größte Autorität des Judentums im 19. Jahrhundert persönlich gekannt zu haben. Leider war mir dies nicht für lange Zeit beschieden, denn schon nach einigen Monaten, am 3. Oktober 1839 ב"ה תשרי ת"ר starb ח"ם zur Trauer der ganzen Judenheit.

Dem unvergeßlichen Lehrer folgte sein ehrwürdiger Sohn הרב הגאון מ"ו אברהם שמואל בנימין זצ"ל bekannt unter dem Titel seiner Werke „כתב סופר" in Amt und Würde. Da seine umfassende Gelehrsamkeit allgemein bekannt war, blieb die große Jeschiwa in ihrer ganzen Integrität. Obligater Lehrgegenstand war ausschließlich der Talmud,

---

*) Unter חזרן verstand man Wiederholen; ein solcher Bachur hatte die Aufgabe, seinen Schüler für den Vortrag des Rabbi vorzubereiten und dann zu wiederholen. Demnach wäre „Chasor B." richtiger. Beim Schimpfen wird aber mehr auf den lokalen Sprachgebrauch als auf grammatische Richtigkeit gesehen.

**) Zur Illustration dieser seiner Gewohnheit mag folgendes lustiges Geschichtchen als Episode erzählt werden:

Ich pflegte zuweilen vom Elternhause verschiedene Eßwaren zu bekommen. Einmal war es Backwerk (sogenannte Pagatschen). Eines abends hatte ich ein Buch zu holen. Da gleichzeitig auch der dritte Zimmerkollege abwesend war, benutzte Ch. B. Elije die Gelegenheit, nicht gleich seinem erhabenen Namensbruder auf speisebringende Raben zu warten, sondern, selbst Rabe, ließ er sich einige Stücke Pagatschen gut schmecken. Ich sah dem Naschzug draußen vom Fenster aus zu und — schwieg.

Einige Nächte nach diesem Vorgange simulierte ich festen Schlaf und Schnarchen, um dabei, zum Gaudium meiner Zimmerkollegen, verschiedenen unzusammenhängenden Unsinn zu plauschen. Endlich klagte ich meiner Mutter, daß der Vorrat an Pagatschen zu Ende sei, da mein Ch. B. die Sendung mit mir geteilt hätte; sie möge mir keine mehr schicken. Nun trat im Zimmer eine unheimliche Stille ein und ich schnarchte weiter. Ich bekam bald wieder Pagatschen, E. aber naschte nicht wieder und besuchte lange Zeit nicht die Schiurstube, wo die Geschichte bekannt wurde.

privat wurde nebenbei תנ"ך mit Kommentaren und Studien zur hebräischen Sprache und Grammatik getrieben. Wie bereits oben erwähnt, war das öffentliche Studium anderer Wissenschaften, für das Talmudlernen als abträglich erkannt, ausgeschlossen. Ich lernte jedoch, gleich vielen anderen, auf privatem Wege, auch andere fürs Leben nötige Gegenstände, worüber bei der oberen Jeschiwa-Behörde ein Auge zugedrückt wurde.

So verging das erste Jahr meines Jeschiwalebens. Nun empfand ich aber eine unüberwindliche Sehnsucht nach der teuren Heimat. Der Gedanke, den Seder nicht im Elternhause zu feiern, war mir unerträglich. So reiste ich vor Peßach nach Hause. Selbstverständlich nicht ohne Wohlverhaltungszeugnis vom „Rebben". Es war ein sogenanntes כתב. Der Anfang desselben lautete: "וילך ראובן בימי ילדותו וימצא בדי מדתו" — Als ich am ערב פסח angekommen war, konnte weder die Mutter noch ich ein Wort der Begrüßung vor freudiger Erregung hervorbringen. Es war eine Wiedersehens-, Fest- und Freudenzeit im Hause, als wäre ich nach langjährigem Aufenthalte in der Fremde heimgekommen.

Ich blieb nur über Peßach zu Hause. Bei der Rückkehr nach Preßburg begleitete mich die Mutter nur bis in das nächste Dorf Szelicsna. Hier gab sie mir eine silberne Uhr zu dem Zwecke, zeitlich zum Lernen aufstehen zu können und die „Schul" nicht zu versäumen. Eine Uhr, welche wohl nur einen geringen realen Wert repräsentierte, von mir aber als teures Andenken so hochgehalten wurde, daß dieselbe, wiewohl im gebrechlichen Zustande, sich noch heute — nach 65 Jahren — in meinem Besitze befindet.

Auf der Rückreise nach Preßburg hatte ich mir durch Erkältung eine Krankheit zugezogen, weshalb ich in das jüdische Krankenhaus (הקדש) gehen mußte. Hier wurde ich zufolge Anordnung der Vorsteherin, Frau Glückl Deutsch, sorgfältig behandelt. In dem Hause dieser in weiten Kreisen als hochherzige Wohltäterin bekannten Frau fand ich nachher fast meinen ganzen Bedarf, weshalb ich derselben ein treues Andenken bewahre und ihrer auch beim מוכיר-Gebete gedenke.

Das Talmudstudium konnte ich dann bei Bruder Mayer fortsetzen, und zwar gemeinschaftlich mit יוסא, dem jüngsten Bruder des Rabbi (כתב סופר), und gelangte dadurch in nähere bekanntschaftliche Beziehung zum Hause, wo ich dann an hohen Feiertagen zur Tafel geladen wurde. Mit Kollega יוסא, der wohl um 3 oder 4 Jahre älter als ich sein mochte, lernte ich תנ"ך u. dgl., was mir der Rabbi, dessen Gunst ich mich erfreuen konnte, dankbar zugute hielt.*)

*) Diese Gunst pflegte er bei öffentlichen Vorträgen oder Prüfungen kund zu geben, wie dies aus folgendem lustigen Geschichtchen entnommen werden kann

Ich blieb bis zum Jahre 1847 in Preßburg, nun dachte ich daran, wie ich meinem bestimmten Ziele, ein gebildeter Rabbiner zu werden, näher kommen könne. Die nötige wissenschaftliche Bildung war aber nicht in Preßburg, sondern in Prag oder Deutschland zu erlangen. Das erforderte Geld. Um solches zu beschaffen, war kein anderer Weg, als zum Lehrerstand zu greifen. Dieser Vorsatz war um so leichter zu fassen, als zu jener Zeit hierzu ein Befähigungsnachweis nicht nötig war. In 2 bis 3 Jahren dachte ich, eine genügende Summe zu sammeln, um dann fleißig studieren zu können. Wo aber einen Lehrerposten nehmen? Annoncieren? Das Zeitungswesen war Anno dazumal nicht sehr entwickelt. Die Welt war politisch tot, hatte daher kein Bedürfnis, eine Zeitschrift zu lesen. Aber eine Anstalt gab es doch für Dienstvermittlungen aller Berufe, charakteristisch für jene Zeit: der periodische Jahrmarkt in verschiedenen Städten. Für mich war der Markt zu Tyrnau am geeignetsten. Da wimmelte es zu dieser Zeit von Dienstsuchenden aller Kategorien: Kommis, Lehrlinge, Kellner, Kutscher, Köchinnen und auch — Lehrer. Demgemäß waren auch „Sensale" am Platze. Ein solcher Sensal hatte Verständnis für alles. Ihm war auch das Bedürfnis der Häuser oder Gemeinden bekannt und was für einen Lehrer er ihnen empfehlen durfte. Wenn auch ganz ungebildet, gab er vor, ein hinreichendes Maß von Menschenkenntnis zu besitzen, um den Lehrer beurteilen zu können. Dazu verfügte er über ein Maß von Beredsamkeit, wodurch er „ein Geschäft" bald zustande brachte. Bei mir gelang ihm dies um so leichter, als ich mich eines besonders guten Rufes als „geschickter (das heißt gebildeter) Bachur", der ohne

---

Die jährliche Prüfung („Das große Verhören") fand immer zwei Tage vor Purim statt. Mit Rücksicht auf den Umstand, daß mehrere erwachsene Bachurim sich der Prüfung zu entziehen für berechtigt hielten, was zur Folge hatte, daß auch viele Mindererwachsene von dieser Ausnahme Gebrauch machen wollten, wurde einmal eine strenge Anordnung folgenden Inhaltes erlassen:

1. Alle Bachurim, die Großen wie die Kleinen, müssen erscheinen.

2. Was das Ausmaß des zu prüfenden Lehrstoffes betrifft, war für die Kleinen גמרא ותוספות, für die Mittleren auch andere ראשונים ואחרונים, für die Erwachsenen פוסק und auch מה שהורה רבנו zu wissen bestimmt. Zu meiner Verblüffung trat der רבי an mich mit der Frage heran: Nu ראובן בעצקאף.[1] Was sagt da der ש"ך? Verlegen sagte ich in einer Weile: Der רבי hat ja gesagt: ושח גבהות האדם"! Da lachte er laut auf und versetzte mir ein sanftes Pätschchen, indem er der erstaunten Menge unsere Kontroverse mitteilte. Zum Schlusse der Prüfung gab er mir beim Weggehen zwei silberne Zwanziger, um welche ich weniger als um das Pätschchen beneidet wurde.

---

[1]) So war mein Name in der Jeschiwa. Man wurde da nicht nach seinem eigentlichen Familiennamen, sondern nach dem des Heimatsortes genannt. Da unsere Eltern zur Zeit, als Bruder Mayer nach Preßburg gekommen war, in Beczkó wohnten, er also den Namen Mayer Beczkó führte, wurde ich ebenfalls nach diesem Orte genannt, wiewohl unsere Eltern längst nicht mehr in Beczkó wohnten.

weiteres auch ein guter Lehrer sein müsse, in gewissen Kreisen erfreute.

Von einem solchen Mauldrescher wurde ich einem rohen Rohfellhändler auf offenem Marktplatze vorgestellt, der mich auch sofort für die Schule zu Verbó akzeptierte. Dieser Ort schien mir schon deshalb erwünscht, weil da Gelegenheit geboten war, nebenbei mein Talmudstudium mit Erfolg fortsetzen zu können. Ohne bestimmte Bedingungen zu vereinbaren, in festem Glauben an die mir in Aussicht gestellten goldenen Berge, fuhr ich mit ihm, unerfahren genug, die ganze Nacht auf hochaufbeladenem Wagen nach Verbó. Hier wurde ich einem Herrn vorgestellt, der in seiner Jugend selbst Katheder-held gewesen und nun als der Gelehrte in der Gemeinde über meine Fähigkeit ein Urteil abzugeben hatte. Es lautete: „Ein geschicktes Bucherl". Im Laufe des Vormittags wurden mir dann mehrere Kinder vorgeführt, unter denen es zwar keine guten Köpfe wahrzunehmen, aber manche Barfüßler zu sehen gab. Niemand aber war erschienen, um mit mir irgend welche Vereinbarung zu treffen. Ich mußte nur mit den Erklärungen des Herrn R., der mich hierher gebracht hatte, zufrieden sein, alle betreffenden Bedingungen würden erst vereinbart werden können, zur Zeit, wenn ich den Posten antreten werde. Soviel konnte er mir jedoch in sichere Aussicht stellen, daß ich gutes Einkommen und — gute Kosttage haben werde. Diese Versicherung erschütterte mich fast. Zu meinem tiefen Bedauern erfuhr ich jetzt, daß es in Verbó keine eigentliche Schule mit geordneten Verhältnissen, sondern bloß ein altherkömmliches Cheder gab, in welchem ich als alleiniger Lehrer für viele Kinder verschiedener Klassen fungieren sollte. Am unerträglichsten aber war mir die Zumutung, wieder auf Kosttage angewiesen zu sein, deren ich bereits übersatt war. Ich mußte mich nun mit dem quälenden Gedanken vertraut machen, meine Unerfahrenheit eine kurze Zeit lang büßen zu müssen. Ich wurde ersucht, meine Uhr als Pfand zurückzulassen und konnte nach Preßburg zurückkehren, um meine Habseligkeiten abzuholen.

Diese Reise mußte ich über Cziffer machen, von wo die „Erste ungarische Pferdeeisenbahn" nach Preßburg führte. Als treuer Anhänger auch der entferntesten Verwandtschaft, wollte ich hier eine Cousine, namens Esther, Tochter der Muhme Chaje Sarah, besuchen, die ich seit meiner Kindheit nicht gesehen hatte. Diese wohnte in dem Geschäftshause Jakob und Julie Wermer. Mehr noch als meine Cousine freute sich diese Familie mit mir, welche eben einen Hauslehrer aufzunehmen suchte und der mein Elternhaus, besonders mein Bruder Mayer, nicht unbekannt war. Beiderseits wurde dieses Zusammentreffen für höhere Fügung gehalten. Frau Wermer, die sofort bestrebt war, mich für ihr Haus zu gewinnen, schilderte mir Verbó sehr ungünstig und bezeichnete meine Stellung daselbst geradezu

als Unglück für mich, wo ich es nicht lange Zeit aushalten werde. Indes war weiteres Abreden nicht nötig, da mir ja das Bild von Verbó aus eigener Erfahrung bereits nicht unbekannt war. Meine Aufnahme war beschlossen. Diese war für mich um so erfreulicher, als hier nebst dem gelehrten Rabbiner Simon Sidon noch andere Talmudbeflissene anzutreffen waren und mir Gelegenheit geboten war, in meinen Mußestunden das Studium fortzusetzen. Meinen Koffer zurücklassend, ging ich nach Verbó, um meine Uhr zu holen. Hier angelangt, veranlaßte ich vor allem, daß die Kinder sich nachmittags in der Schule versammeln mögen. Nachdem ich meine Uhr in der Tasche hatte, ging ich in unauffälliger Weise aus dem Orte und fuhr mit einem Bauern von da weg. Meine Schüler mögen, ihren Lehrer erwartend, bis nachts ihren Ulk getrieben haben, während ihre Eltern die Gefoppten waren.

Am selben Tage langte ich in Cziffer an, wo ich mit wahrer Freude begrüßt wurde. Man erklärte mir, daß ich nicht als Hauslehrer, sondern als Hausfreund betrachtet werde, und man behandelte mich auch darnach. Ich hatte hier nur drei Knaben zu unterrichten. Nebenbei hatte ich Muße, für mich fleißig sein zu können. Bald erfreute ich mich des Rufes eines ausgezeichneten Lehrers. Nun, dachte ich, wäre ein gelungener Anfang zur Realisierung meines Vorhabens gemacht.

Merkwürdigerweise trat bald eine Wendung ein, eine Wendung, welche anfangs nur vorübergehend zu sein schien, und doch von ungeahnten Folgen für mich begleitet war.

Nach Verlauf von mehreren Wochen überraschte mich Frau Wermer mit einer unerwarteten Proposition: „Ich habe eine sehr dringende Bitte an Sie. Soeben habe ich an einen Preßburger Fruchthändler meinen ganzen Getreidevorrat zu unerwartet hohen Preisen verkauft. Es muß in dieser Branche eine rapide Steigerung der Preise eingetreten sein*) und bis mein Mann aus Pest zurückkommt — von der Eisenbahn war noch keine Rede — könnte es zu spät werden. Wollen Sie also morgen in einigen Dörfern, die ich Ihnen bezeichnen werde, Getreideeinkäufe machen. Ich befinde mich in großer Verlegenheit, um so mehr, als das Quantum meiner Schlüsse mit dem Händler meinen Vorrat weit übersteigt.“ So sehr ich die Frau in ihrer sichtlichen Erregtheit bedauerte, konnte ich das Lachen nicht unterdrücken, was sie zu verletzen schien. Auf meine Vorstellung, daß ich ja die unterschiedliche Qualität der Fruchtgattungen nicht kenne, meine Einkäufe daher zu ihrem Nachteile ausfallen könnten, entgegnete sie: „Aus einem Bucher kann man

*) Die Frau hatte eine richtige Kombination. Es war das im Jahre 1847, wo infolge einer Mißernte eine Teuerung ausgebrochen war.

alles machen. Übrigens haben wir Sie während der kurzen Zeit Ihres Aufenthaltes bei uns von mancher vorteilhaften Seite kennen gelernt. Und hat mich das Vertrauen zu Ihrer Lehrfähigkeit nicht getäuscht, so werden Sie sich auch hier bewähren."

Diese Erklärung war zu schmeichelhaft für mich, um widerstehen zu können. Ich willigte ein. Frau Wermer belehrte mich dann an der Hand verschiedener Muster über gewisse Vorzüge und Mängel der Fruchtgattungen und bezeichnete auch Personen der Gegend, bei denen Vorsicht geboten war. Mit dieser theoretisch erworbenen Geschäfts- und Fachkenntnis trat ich am anderen Morgen die Reise an. Bevor ich jedoch den Wagen bestieg, hatte ich mit meinen Schülern „abgelernt" und sie mit Aufgaben für den ganzen Tag versehen. Dann bekam ich eine Brieftasche gespickt mit großen und kleinen Noten im Betrage von 1000 fl., bestimmt zu Angaben bei Kaufschlüssen, eine Summe, mit der ich früher noch niemals zusammen gekommen war. Mein Kutscher, ein armer aber netter Bursche, von einer adeligen Familie in der Gegend abstammend, betitelte mich, indem er den Hut lüftete, sehr respektvoll ungarisch mit „Nagyurám" (das heißt mein großer Herr) oder slawisch „Pan velko možni" (das heißt mächtiger Herr). Nun ging's von Ort zu Ort; überall machte ich Geschäfte. Der Erfolg meines ersten Ausfluges war ein glänzender. Ich konnte abends bei meiner Heimkehr zur Überraschung der Frau Wermer eine ziemliche Anzahl von namhaften Schlüssen mit Personen verschiedenen Standes produzieren. Die Freude über die Akquisition eines tüchtigen Geschäftsmannes war größer als über die eines „ausgezeichneten" Lehrers, um so mehr, als er beide Agenden versehen konnte. Fortan hatte ich einige Tage, bis Herr Wermer zurückkam, jeden Morgen meine Schule zu absolvieren und dann eine Geschäftstour in einen weiteren Kreis der Umgegend zu machen. Endlich auch auf entfernten Wochenmärkten Verkäufe zu besorgen, wobei ich am Gewinn beteiligt wurde. Nach und nach habe ich mich an das praktische Leben gewöhnt und daran mehr Gefallen gefunden als an dem Lehrerstande, welcher, von der wahren Seite betrachtet, mir doch nur schwer die Mittel zu dem einst mit ihm angestrebten Ziele verschaffen konnte. Das praktische Leben erwirkt praktischen Sinn. So habe ich auch die Überzeugung gewonnen, daß meine Vorstellung, durch den Lehrerstand in 2 bis 3 Jahren die Mittel zur Fortsetzung meines Studiums zu erwerben, Selbsttäuschung und eitles Wahngebilde gewesen war. Wohl schweren Herzens, gegen den Wunsch meiner Eltern zu handeln, mußte ich den idealen Vorzug des geistigen Standes endlich aufgeben und dem Grundsatze: „Bei einer Kornkammer kann man nicht verhungern" Raum geben.

Nachdem die Kinder des Hauses Wermer herangewachsen waren, versuchte ich mich darin, selbständig zu sein und auf eigene Rechnung Geschäfte zu machen, was ich nicht zu bereuen hatte.

Nun muß ich bei einem Umstande verweilen, der einen Markstein in meinem Lebenslauf bildet.

Wie wunderbar die göttliche Vorsehung über den Geschicken der Menschen waltet und welche Wege und Mittel sie zu dem Zwecke bestimmt, hatte ich öfter Gelegenheit wahrzunehmen. Meinerseits habe ich unter anderem folgende Erfahrung zu verzeichnen.

In Cziffer hatte ich einen jungen gebildeten Mann, namens Benjamin Szold, kennen gelernt, welcher nebst geistreichen Anlagen, wissenschaftliche Bildung mit gründlicher Talmudkenntnis vereinigte. Derselbe war Lehrer in dem sehr geachteten Hause der Frau M. Schaar, Inhaberin des Brauhauses. Nach längerer Bekanntschaft wurden wir intim befreundet. Im Laufe der Zeit traten bei ihm Verhältnisse ein, die ihn dem Lehrerstande zu entsagen und einen anderen sicheren Erwerbszweig zu wählen nötigten. Trotz seiner Klugheit war er zum Geschäftsmann nicht geeignet. Er ging daher, auf mein Anraten, nach Breslau, wo er das Rabbinerseminar besuchte und später als Doktor der Philosophie promovierte. In Breslau hatte er Gelegenheit mit einem der vorzüglichsten Hörer, dem Dr. Güdemann, bekannt und befreundet zu werden. Mit diesem pflegte er von seinem Freunde Fuchs zu sprechen. Szold verfehlte nicht, mir von dieser seiner Bekanntschaft Mitteilung zu machen. Als dann Herr Dr. Güdemann am 13. Januar 1866 in Wien eine Probepredigt hielt und ich ihn im Gasthause besuchte, empfing er mich mit der Bemerkung: „Sie sind Herr Fuchs, der Freund Szolds? Ich will hoffen, sagen zu können: L'ami de mon ami est aussi mon ami" („der Freund meines Freundes ist auch mein Freund"), was sich nach seinem Amtsantritte hier auch bewahrheitet hat, und sich noch heute nach einem Zeitraume von 40 Jahren bewährt. Als Dr. Güdemann dann im Juni desselben Jahres — es war knapp vor dem Ausbruche des Österreichisch-preußischen Krieges — hier sein Amt angetreten hatte und wir durch öfteren Verkehr näher bekannt worden waren, wählte er mich zu seinem Sekretär in die Rabbinatskanzlei. Diese war damals nur in der Leopoldstadt. Und als später Herr Dr. Güdemann als Oberrabbiner in die innere Stadt übersiedelte, amtierte ich daselbst nachmittags, und in der Kanzlei des Herrn Rabbiners Dr. Schmiedl in der Leopoldstadt vormittags. Es dürften sich heute noch Leute am Leben befinden, welche mir bezeugen können, daß ich dieses Vertrauensamt, als Sekretär des Rabbinates, in voller Uneigennützigkeit und ehrenhaft verwaltet habe, welches ich infolge meiner schweren Erkrankung nach beinahe 30jähriger Dienstzeit aufgeben mußte.

Wer will hier eine göttliche Fügung verkennen?!

Dr. Szold erhielt dann einen Ruf als Rabbiner nach Baltimore in Nordamerika, dem er, nach seiner Verheiratung mit einer Tochter des Hauses Schaar im Jahre 1857, folgte.

Dr. Szold hat sich durch eine eigenartige Ausgabe des Buches איוב einen Namen und ein dauerndes Andenken erworben.

Im Jahre 1853 etablierte ich mein Fruchtgeschäft in Tyrnau. Hier hatte ich Gelegenheit, im Kreise jüdischer Gelehrten zu verkehren und konnte mich einer geachteten Stellung erfreuen. Die Reichen hielten mich für einen Gelehrten; die Gelehrten für einen wohlhabenden jungen Mann. Mir allein war die bescheidene Wirklichkeit meiner Situation wohl am besten bekannt. Bald bot sich mir auch die Möglichkeit, meine Tätigkeit nicht ausschließlich auf das Fruchtgeschäft zu beschränken. Das Jahr 1854 brachte nämlich das Bach'sche Silberanlehen, an welchem jeder Stand gezwungen war, sich zu beteiligen. Für Banken und selbständige Kapitalisten eine willkommene Erscheinung als Kapitalsanlage; das Landvolk hingegen, dem ein Börsenartikel ganz fremd war, fand darin eine neue Steuerumlage. Der Bauer konnte selbst einer Staatsobligation, deren Coupon in Silber einzulösen bestimmt war, kein Vertrauen entgegenbringen. So erschienen Bauernvorstände mit ihren Notären, mit welchen ich Fruchtgeschäfte zu machen pflegte, bei mir und boten mir die Subskriptionsbogen der Anlehenspapiere zum Kaufe an. Das erforderte namhaftes Kapital; so mußte ich mich mit Geldmännern in Verbindung setzen.

Die Folge meiner sozialen Stellung in Tyrnau war, daß ich mit Heiratsanträgen überhäuft wurde. Da ich aber sehr vorsichtig in der Wahl war, so konnte ich nicht leicht einen Entschluß fassen, und hatte nur öfter das zweifelhafte Vergnügen, von Schadchunim belästigt zu werden. Dabei machte ich die Wahrnehmung, wie meine Vermögensverhältnisse von den Auftraggebern überschätzt wurden, wonach es mir schwer fiel, mich zu einem Entschlusse durchzuringen und dadurch vielleicht Enttäuschungen und Abenteuern auszusetzen.

Endlich trat ein alter, bewährter Freund, Herr Simon Sidon, ehemals Rabbiner in Cziffer, dann in Tyrnau, als würdiger Vermittler an mich heran. Derselbe war von Herrn Hermann Quittner aus Neutra mit der Mission betraut, mich für seine Tochter zu gewinnen; dann beehrte mich Herr Quittner selber, als er zur Marktzeit in Tyrnau war, mit seinem Besuche. Unser Gedankenaustausch betraf das Thema von unseren Geschäften. Herr Quittner erzählte nebenbei auch von seiner Familie, wobei er seinen Schwiegersohn R. Wolf Breuer, der schon 7 Jahre bei ihm im Hause lebte, als rühmlich bekannten Talmudisten besonders hervorhob. Das Fazit unserer Unterredung war, daß ich ihm versprach, nach Neutra zu

kommen, was ich auch in Begleitung meines Bruders Leopold einhielt.

Am 23. April 1857 (ערב ר״ח אייר תר״ץ) kam ich nach Neutra. Als ich in die Wohnung der Familie Quittner trat, kam mir zu meiner Überraschung der oben genannte Schwiegersohn, den ich in der Preßburger Jeschiwa als Wolf Mattersdorf gekannt hatte, mit dem erstaunlichen Gruße: שלום עליכם ראובן בעטצקאף entgegen, den ich, ebenfalls mit Nennung seines Jeschiwanamens, erwiderte. Eine sonderbare Überraschung erfaßte die hierbei anwesenden Familienglieder und für mich war diese Begegnung wieder ein Beweis für das Walten der göttlichen Vorsehung. Nach diesem erstaunlichen Vorgang war ich schon Bräutigam, bevor ich noch meine Braut gesehen hatte. Fräulein Regie erschien erst zu Ende dieser Szene. Nach längerer Unterhaltung entfernten sich alle, nur wir beide blieben zurück, um unsere gegenseitige Bekanntschaft zu machen. Ein schwerer Moment für beide!

Ich fand es für gemessen, mit der Geschichte meines bisherigen Lebenslaufes zu beginnen und erklärte mich dann mit den Worten: „Fräulein! Ich rede jetzt eine Herzenssprache und habe noch nicht das Vergnügen, Sie näher zu kennen, aber ich empfinde eine gewisse Seelenverwandtschaft zwischen uns und will nur noch erklären, daß es mir vermöge meiner natürlichen Anlagen und meiner gewohnten Arbeitslust mit dem göttlichen Willen gelingen wird, meine Lebensgefährtin, in der ich mein Lebensglück zu finden hoffe, glücklich zu machen.“ Als ich zu Ende war, erwiderte sie mit unterdrückter Stimme und tränenden Augen: „Ich habe keine Geschichte meines Vorlebens zu erzählen, habe mir auch noch kein Lebensbild für meine Zukunft entworfen; nur den ernsten Vorsatz will ich kundgeben, daß ich immer bestrebt sein werde, mein möglichstes beizutragen, um mit einem würdigen Manne ein häusliches Glück zu teilen.“ — Auch das war eine Herzenssprache.

Hierauf erklärten wir beide der Familie unser Einverständnis. Allgemeiner Jubel und Masoltow! Sofort wurden umfangreiche Anstalten getroffen, um noch am selben Tage das Verlobungsfest zu feiern und die sogenannten Tnoimschreiben vorzunehmen. Die betreffenden in hebräischer Sprache verfaßten Dokumente befinden sich noch in meinem Besitze. Von einer Mitgift (נדן) ist darin keine Erwähnung. Schwiegervater Quittner hatte auch in Neuhäusel eine Kleiderhandlung, diese war für mich bestimmt und nebenbei sollte ich auch das Fruchtgeschäft betreiben. Ferner wurde proponiert, daß ich einige Wochen vor der Hochzeit in das Geschäft eintrete, um es einigermaßen kennen zu lernen, was ich auch, nachdem ich meine schwebenden Angelegenheiten in Tyrnau geordnet hatte, befolgte.

Die Hausfamilie meiner Schwiegereltern bestand außer meiner Braut Regine (ראכל) aus folgenden Personen:

Hermann Quittner (ר' יוסף הרש),
Julianna (יהודית), meine Schwiegermutter. — Deren Kinder:
Fanni (פראדל), verheiratet mit dem bereits erwähnten Wolf Breuer, nachmaligem Rabbiner in Tab.

הרב הגאון מ"וה בנימין זאב בעל המחבר ס' נחלת בנימין ש"ות עלי א"ח

Leopold (יהודה), verheiratet mit Antonie Mark.
Minna (מינדל), verheiratet mit Cousin Ferdinand (אפרים) Quittner.

In Neuhäusel fand ich ein schön eingerichtetes, gutes Geschäft, welches aber leider, was ich im ersten Momente wahrnehmen mußte, auf schlechter Grundlage beruhte. Wer nämlich in jener Zeit nicht ein altes, erbgesessenes Kleidergeschäft betrieb, konnte bei dem damals herrschenden Zunftwesen eine Konzession zur Gründung eines solchen Geschäftes nicht erlangen. Das Geschäft war also unter der Firma des Zuschneiders behördlich registriert. Der Vertrag des Schwiegervaters mit dem Zuschneider wurde auf meinen Namen übertragen, und es war allgemein bekannt, daß ich der eigentliche Besitzer des Geschäftes sei. Ich fand mich bald in meine neue Tätigkeit und gewann in kurzer Zeit die nötigen Kenntnisse zur selbständigen Führung des Geschäftes. Nicht nur die Veräußerung der fertigen Ware, sondern auch den Einkauf der rohen Stoffe konnte ich, anfangs unter Führung des Schwiegervaters, dann aber auch selbständig besorgen. Meine Fähigkeit zu dem neuen Berufe galt demnach bei mir selber wie bei den Angehörigen meiner Braut als erwiesen. Die Vertragsverhältnisse betreffend, dachte ich, es werde sich mit der Zeit ein Modus zu einer günstigen Änderung für mich finden.

Nach Verlauf von 4 Monaten, am 20. August 1857, hat dann unsere Trauung in Neutra stattgefunden. Ich konnte mich dabei der Anwesenheit meines Vaters und einiger Geschwister erfreuen. Da eben an demselben Tage der neu aufgenommene Rabbiner, Herr Dr. Feuchtwang, in Neutra seinen Einzug hielt, und an der Vollziehung der Trauung verhindert war, so wurde mein Schwager, Herr Rabbiner Breuer, zur Vollziehung des Trauungsaktes delegiert. Wir blieben dann in Neutra bis nach den סכות-Feiertagen.

Nun sollte ich das Geschäft auch noch von einer anderen Seite kennen lernen: das Beziehen der Märkte. Nachdem ich ungefähr 3 Wochen im Hause geblieben war, fuhr ich mit Schwager Leopold und dem künftigen Schwager Ferdinand Quittner auf die Märkte in die Bergstädte: Kremnitz, Schemnitz u. n. a. In manchen Orten dieser Gegend, „Die trefene Medine" genannt, waren Juden unbekannte Wesen. Wiewohl die Freizügigkeit schon seit dem Jahre 1848 gestattet war, wagten es viele Juden noch nicht, sich hier ansäßig zu machen, um so weniger, Geschäfte zu etablieren. In manchen Orten, die wir passieren und wo die Pferde gefüttert werden mußten, wurden wir von der Jugend gleichsam als Wunderdinge

angestaunt. Mit den Fingern zeigte man auf uns: „to szu Žsidi" (das sind Juden). Wir sind wohl nirgends belästigt worden und konnten in den genannten Ortschaften, wo Juden schon wohnhaft waren, die Märkte absolvieren, ob mit günstigem Erfolg, kann ich mich nicht mehr erinnern; aber in Bezug auf unsere leiblichen Bedürfnisse weiß ich, daß es noch immer eine „trefene Medine" war, denn die dortigen Juden waren von einer derartigen Qualität, daß, wer koschere Tefilin zu legen gewohnt war, sich hier mit der „Neuntagekost" begnügen mußte. Ich habe obendrein auf den Märkten einen Teil meiner Flitterwochen eingebüßt.

Von dieser Geschäftsreise kamen wir am Erew Rosch-haschono nach Neutra zurück. Ich hatte in der Erwerbstätigkeit wieder eine neue Seite kennen gelernt, von welcher ich jedoch später keinen Gebrauch gemacht habe.

Nach den Feiertagen gingen wir — das junge Ehepaar — nach Neuhäusel, um unser neues Heim zu gründen. Wir fanden bald eine Wohnung, welche zwar nicht luxuriös ausgestattet, weder mit Wasserleitung noch mit Gas- oder elektrischer Beleuchtung versehen war, aber hinreichend für ein glücklich liebend Paar. Wetteifernd, uns gegenseitig das Leben so angenehm als möglich zu machen, gewannen wir immer mehr die Überzeugung, für einander geschaffen zu sein. Kein Mißton störte jemals unsere zufriedene Gemeinschaft: wir lebten glücklich. Es dauerte nicht lange, daß wir uns auch allgemeiner Achtung erfreuten und einige der besseren Familien unsere Gesellschaft anstrebten. Dieses häusliche Glück dauerte kaum 2 Jahre und es hätte auch so fortdauern können, wenn nicht äußere Verhältnisse darauf störend eingewirkt hätten. Das Geschäft nämlich, dessen Einrichtung ich gleich bei meinem Eintritte in dasselbe als nicht auf fester und gesunder Grundlage beruhend gefunden hatte, machte mir immer Unruhe. Die Hoffnung, daß sich das Mißverhältnis mit der Zeit zu meinen Gunsten ändern werde, bewährte sich nicht. Im Gegenteil wurde ich oft in der Überzeugung bestärkt, daß ich es nicht mit einem soliden, ehrlichen Kompagnon zu tun hatte und darauf bedacht sein mußte, hier Wandel zu schaffen, bevor es zu spät war und ich endlich „ohne Elle und Schere" würde abziehen müssen. Allmählich gelangte ich zu der Einsicht, daß das ganze Unternehmen von meinem Schwiegervater ein kaufmännischer Irrtum, von mir ein übereilter Entschluß und von uns beiden ein verfehlter Gedanken gewesen war. Die Beratung mit meinem Schwiegervater führte auch zu dem Resultate, den Gesellschaftsvertrag auf friedlichem Wege zu lösen, das Geschäft aufzugeben und Neuhäusel zu verlassen.

Dieser Vorgang übte auf mich eine mächtige, niederschlagende Wirkung. Ich befand mich nun wieder am Endpunkte eines Kapitels meiner Lebenslaufbahn. In ernster Stimmung überdachte ich meine

während der letzten 10 Jahre zurückgelegten verschiedenen Wandlungen. Bei dieser Betrachtung mußte ich mir gestehen, daß, seitdem ich in Cziffer die großen Folianten beiseite gelegt hatte und in meinem ursprünglichen Vorhaben eine Wendung eintreten ließ, ich mich zwar in jeden folgenden neuergriffenen Beruf hineingefunden und die erforderliche Routine und das Sachverständnis erlangt hatte, daß ich jedoch eine innere Zufriedenheit niemals finden konnte. Immer schwebte mir die stille Frage vor, ob der jeweilig gewählte Beruf auch meine ganze Zukunft ausfüllen werde.

Seit Jahren war ich von einer unnennbaren Sehnsucht erfaßt, meinen Tätigkeitstrieb in einer Weise zu entfalten, in der ich mir und auch anderen nützlich sein könnte; etwas zu schaffen, was nicht mit der vergänglichen Gegenwart vergeht, sondern auch in einer dauernden Zukunft zum Nutzen vieler anderer bestehen könnte. Wie sich dieses Bestreben bei mir entwickelt hat, vermag ich mir um so weniger zu erklären, als ich ja das Bewußtsein hatte, daß mir jede wissenschaftliche Eignung und Begabung für irgendein gemeinnütziges Werk abging und auch die Mittel zur Verwirklichung eines solchen Wunsches mangelten. Dabei kann ich aufrichtig bemerken, daß diese Sehnsucht nicht etwa einer phantastischen Veranlagung entsprungen war, hat ja mein ganzes Tun und Lassen jederzeit einen bescheiden denkenden, nüchternen Menschen verraten. Und wenn ich auch bei jedem neubegonnenen Unternehmen die Aussichtslosigkeit der Erfüllung meines unausgesprochenen Wunsches erkennen mußte, so blieb doch die Idee als solche, ohne mich in der Ausübung meines jeweiligen Berufes zu beirren, unwillkürlich der geheimnisvollen Zukunft überlassen. Nun ich mich wieder vor einer Berufswahl befand, trat die Frage mit besonderem Nachdrucke an mich heran: Was nun? Mit besonderem Nachdrucke deshalb, weil ich jetzt auch für eine teure, treue Lebensgefährtin zu sorgen hatte. In Neuhäusel oder sonst auf dem Lande einen entsprechenden Beruf zu finden, war aussichtslos. So war der Entschluß rasch gefaßt: nach Wien zu gehen, worin meine Frau mit Freuden einwilligte. Und es wurde auch bald zur Tat geschritten.

Mit dem vom Schiffbruche geretteten Reste kamen wir am 29. August 1859 in Wien an. Hier hatte Bruder Leopold eine Seidenhandlung etabliert, und da er unverheiratet war, freute er sich, mit uns gemeinschaftlich wohnen zu können Welchen Beruf ich hier wählen sollte, war außer Frage; ich mußte den mir schon bekannten Fruchthandel betreiben und durfte hoffen, nebstdem bei meiner ausgebreiteten Bekanntschaft unter den Börsebesuchern aus Ungarn auch Vermittlungsgeschäfte machen zu können. Kaum war aber der Anfang gemacht, als schon der Versuch aufgegeben werden mußte, da hier das Hauptgeschäft am Sabbat stattfand. Der weltbeherrschende Mammontempel, die Effektenbörse, schien nicht für mich,

noch weniger ich für sie geschaffen. Wiewohl mir da in kurzer Zeit mehrere Schlüsse gelungen waren, so war doch das Wesen dieses Geschäftsbetriebes, welcher größtenteils nur auf Kombination beruhte, für mich zu schwindelhaft und aufregend; und als einmal Napoleon beim diplomatischen Empfange am Neujahrstage Europa ein freundliches Gesicht zeigte, was an allen Börsen des Kontinents eine allgemeine Hausse zur Folge hatte, und mir ein Schluß auf „fünf Kredit" 150 Gulden Gewinn brachte, bedankte ich mich bei dem großen Kaiser, aber die Strauchgasse, wo die Börse damals untergebracht war, betrat ich — auf Wunsch meiner Frau, welche meine Aufregung nicht ertragen konnte — nicht wieder.

Nach diesen Vorgängen wollte ich mich nicht mehr solchen Geschäften widmen, welche, dem Zufalle oder dem Glücke ausgesetzt, mehr problematisch als reell sind, sondern einen Stand wählen, der ein gesichertes, wenn auch bescheidenes Einkommen bietet.

Da wurde ich auf ein Konkursausschreiben aufmerksam gemacht, durch welches die Wiener Talmud-Thora-Schule einen Lehrer aufzunehmen suchte. Ich war zwar kein geprüfter Lehrer, wollte es auch in der Voraussicht, dadurch desto mehr an diesen Stand gebunden und auf ihn angewiesen zu sein, niemals werden.

Unter einer ziemlichen Anzahl von Konkurrenten, welche zumeist pädagogisch gebildete Lehrer waren, wurde ich, ohne ein Befähigungszeugnis beizulegen, mit Rücksicht auf zwei Momente aufgenommen. Zunächst fand meine Eingabe, welche hebräisch und deutsch abgefaßt war, ungeteilten Beifall. Mehr aber als dies gab den Ausschlag zur Entscheidung eine Prüfung der Kinder, welche ich mit noch zwei Konkurrenten gleichzeitig vornahm. Durch diese Prüfung sollten eigentlich die Prüfenden geprüft werden. Als Prüfungsstoff wurde das 3. Buch Moses vorgelegt und das 1. Kapitel desselben aufgeschlagen. Meine Herren Kollegen blätterten weiter und prüften Stellen ethischen Inhalts aus Kapitel 19. Da ich aber das Lieblingsthema der Herren Vorsteher erkannte, kam ich auf die ersten Kapitel zurück und prüfte Grammatik, legte aber das Hauptgewicht auf die Opferlehre. (תורת כהנים.) An dem beifälligen Kopfnicken der Herren konnte ich sofort erkennen, daß die Würfel zu meinen Gunsten gefallen waren.

Meine Lehrmittel.

Im Jahre 1862 trat ich das Lehramt an dieser Schule an. Hier wirkten noch zwei Lehrer: der gelehrte Herr Salomon Bendiener und der als tüchtiger Pädagoge und Hebraist rühmlich bekannte Herr Ignaz Löw. Die Unterrichtszeit dauerte 8 Stunden täglich, von 8 bis 12 vormittags und 2 bis 6 Uhr nachmittags.

Nach einiger Zeit trat an der Schule ein Ereignis ein, welches in merkwürdiger Weise auf meine zukünftigen Lebensverhältnisse eine bedeutende Wirkung übte, ohne daß ich dies im Anfange ahnen konnte. Die Talmud-Thora-Schule war nämlich keine öffentliche, sondern eine durch den seinerzeit in weiten Kreisen bekannten Hofwechsler Ignaz Deutsch gegründete, von der Schulbehörde konzessionierte Lehranstalt. Nun wollte der Vorstand daran gehen, für die Schule das Öffentlichkeitsrecht zu erwirken. Zu diesem Zwecke wurde, um die Leistungen der Anstalt darzutun, der Ministerialrat R. Hermann vom k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht als bekannter Fachmann und Förderer des Schulwesens zu einer Prüfung eingeladen. Derselbe äußerte seine Zufriedenheit mit den hier wahrgenommenen Leistungen. Er interessierte sich auch für die jüdische Kurrentschrift und fand besonderes Wohlgefallen an meinen systematisch geordneten Vorlegeblättern, von welchen damals nur die ersten vier fertig waren und in der Schule benutzt wurden. Als dann das ganze Heft (10 Blätter) fertig geworden, überreichte ich dem Herrn Rat ein ganzes Exemplar, welches er freundlich entgegennahm und mit Aufmerksamkeit durchblätterte. Sodann bemerkte er, daß ich, ohne es selbst zu erkennen, viel pädagogischen Sinn besäße, welchen ich literarisch zur Geltung bringen sollte, indem ich Lehrbücher für die hebräische Sprache und Religionslehre bearbeitete. Das betreffende Manuskript möge ich dann ihm übergeben, die Herausgabe des Werkes werde er bewerkstelligen.

An der Schule hatte ich Schwierigkeiten verschiedener Art zu bekämpfen. Hier habe ich den Mangel an geeigneten Lehr- und Lernmitteln für das hebräische Fach kennen gelernt, an Mitteln, welche dem Lehrer wie dem Lernenden die Aufgabe erleichtern könnten. Durch das aufmunternde Zureden des genannten Herrn Rates ermutigt, machte ich mich an die Arbeit und begann mit der Fibel.

Das Manuskript reichte ich dann beim Ministerium für Kultus und Unterricht ein. Da wurde mir erklärt, daß das Werk vorerst auf seine Nützlichkeit geprüft werden müsse, dann werde der Bescheid erfolgen. Zu diesem Zwecke wurde das Manuskript nach und nach an mehrere Statthaltereien abgesendet, um von den betreffenden Kultusgemeinden Gutachten einzuholen. Es dauerte demnach lange Zeit, bis diese von allen Seiten angelangt waren. Endlich erhielt ich ein Dekret mit dem Bescheide, daß die Direktion des k. k. Schulbücherverlages beauftragt sei, die Fibel samt den zu ihr gehörigen Wandtabellen in Druck zu legen, dabei sich ganz nach meinen Anordnungen zu verhalten und mir das vereinbarte Honorar sofort auszufolgen.

Mit je einem Exemplar der gedruckten Fibel und der Wandtabellen begab ich mich ins Ministerium, um dem Herrn Rat für seine gütige Vermittlung meinen Dank abzustatten. Er wehrte den

Dank ab. „Ich habe bereits Fibel und Wandtabellen als Pflichtexemplare vom Schulbücherverlage erhalten. Die Gutachten, welche über diese Arbeiten eingelaufen sind, lauten alle recht günstig, von einer Seite werden sie als ein ersehntes Novum bezeichnet. Ich hatte also einen richtigen Blick, in Ihnen ein pädagogisches Talent zu sehen. Sie werden nun wohl auch für die weiteren Klassen das Entsprechende liefern. Wir hätten gerne für den jüdischen Religionsunterricht an unseren Schulen ein einheitliches Werk. Arbeiten Sie fleißig."

Nach dem gewonnenen Resultate bedurfte es einer weiteren Anspornung zur Arbeit wohl nicht. In der Tat war ich mit der Ausarbeitung meines Systems, den Pentateuch für den Gebrauch der Schule einzurichten, bereits beschäftigt und war in einiger Zeit in der Lage, das 1. Buch Moses in Manuskript mit dem Ansuchen um Approbation und Übernahme in den Schulbücherverlag dem Ministerium zu überreichen. Es mußten vorschriftsmäßig wieder Gutachten eingeholt werden, jedoch nicht von so vielen Seiten als bei der Fibel, und so erfolgte auch die Erledigung in viel kürzerer Zeit. Mir wurde wieder ein Dekret mit der Anweisung des vereinbarten Honorars zugestellt und das Manuskript dem Schulbücherverlage übermittelt.

Ebenso war der Vorgang beim 2. Buch Moses.

Doch sollte die weitere Fortsetzung des Werkes nicht ohne Hindernis vor sich gehen. Ja, es drohte ihm sogar die Gefahr, ganz aufgegeben zu werden. Denn nachdem ich das 3. und 4. Buch Moses eingereicht hatte, wurden die Manuskripte, in Anbetracht der eingelaufenen Referate über die vorigen Teile und der Anerkennung meiner Leistungsfähigkeit auf diesem Gebiete, nur der Wiener Kultusgemeinde zur Begutachtung überwiesen. Da wurde nun von einem Religionslehrer — der seitdem das Zeitliche gesegnet hat — die Vorzüglichkeit der Arbeit zwar anerkannt, nur fügte er den Wunsch bei, daß jene Stellen, welche sich zum Unterrichte nicht eignen und deshalb in den Manuskripten aus pädagogischen Gründen ohne Übersetzung gegeben waren, auch im Urtexte ganz eliminiert werden mögen, wodurch nebenbei noch der Vorteil geboten wäre, daß die Bücher billiger hergestellt, daher auch um einen minderen Preis verkauft werden könnten. In diesem Sinne gab auch der Vorstand sein Gutachten an das Ministerium. Das verursachte eine folgenschwere Wirkung für mich. Ich wurde vom betreffenden Referenten im Ministerium persönlich beauftragt, einen ganz übersetzten Pentateuch mit Bezeichnung jener beanständeten Stellen vorzulegen. Merkwürdigerweise waren hohenorts gewisse Verse und ganze Kapitel in dem Buche der Bücher ganz unbekannt, und wurden nunmehr als „sittenverderbend" beurteilt. Demnach wurden mir nicht nur die Manuskripte vom 3. und 4. Buch Moses, als nicht zur Herausgabe

für die Schule geeignet, zurückgestellt, sondern auch der weitere Verschleiß der bereits erschienenen Teile im Schulbücherverlage sistiert und mir bedeutet, den vorhandenen Vorrat gegen Barzahlung abzulösen.

Dieser Vorgang deprimierte mich sehr. Schon hatte ich gedacht, auf dem besten Wege zu sein, um endlich meine Wünsche und Hoffnungen verwirklicht zu sehen, und nun sah ich mich gründlich enttäuscht und mußte mit dem vielgeprüften Dulder sagen: Ich rastete nicht und ruhte nicht, es kam doch Ungemach! (Job 3, 26). Mittlerweile wurde die Fortsetzung des Werkes beim Schulbücherverlage und auch bei mir von vielen Seiten reklamiert. Infolgedessen war ich genötigt, die zwei zurückgewiesenen Bücher in einem Privatverlag (Hölder in Wien) erscheinen zu lassen. Ich konnte aber die ungebührliche Beurteilung unserer heiligen Thora seitens der obersten Unterrichtsverwaltung nicht auf sich beruhen lassen. So richtete ich eine Eingabe an den Vorstand der Wiener israelitischen Kultusgemeinde, worin ich auseinandersetzte, einerseits, wie sehr ich durch das nicht reiflich überlegte Gutachten in empfindlichen Nachteil gekommen sei und anderseits, welche für das Judentum beschämende Beurteilung dadurch die 5 Bücher Moses beim Ministerium gefunden hätten. Hierauf folgten sehr bewegte Sitzungen beim Vorstande. Während einige die Ansicht vertraten, daß die Rücknahme eines einmal abgegebenen Gutachtens nicht zulässig sei, meinten die anderen, daß man jüdischerseits eine herabsetzende Beurteilung der Thora, der Grundlage der jüdischen Glaubenslehre, weniger auf sich beruhen lassen könne, als das Geständnis eines in Übereilung begangenen Irrtums. Letztere Ansicht teilte auch ein hervorragendes Vorstandsmitglied, das als öffentlicher Rechtslehrer in juristischen Kreisen noch heute als Autorität anerkannt ist. Dieser beriet mit mir, wie dem Übel auf solche Weise abzuhelfen sei, daß dabei das Ansehen des Vorstandes gewahrt bliebe. Da machte ich den Vorschlag, die unübersetzten Stellen in den Büchern auch unpunktiert zu geben. Dieses Auskunftsmittel half. Es wurde seitens des Vorstandes ein neues Gutachten abgegeben, welches auch an der maßgebenden Stelle sein Ziel nicht verfehlte.

Gleichzeitig richtete auch ich eine Eingabe an das Ministerium, worin ich den Umstand klar legte, daß der Inhalt des Pentateuchs als Grundlehre des israelitischen Religionsunterrichtes zwar nicht nach seinem ganzen Umfange, ohne Weglassung gewisser Stellen, den Kindern beigebracht zu werden brauche; gleichwohl müsse aber der Text ganz unverletzt bleiben und dürfe in demselben kein Wort, kein Buchstabe fehlen. Sei diese Bedingung erfüllt, so dürfe beim Pentateuchunterrichte der jüdischen Kinder einzelnes zunächst wegbleiben, was beim Religionsunterrichte anderer Glaubensbekenntnisse bekanntlich nicht der Fall sei. Auch dieser Umstand wurde erwogen

und endlich die Wiederaufnahme meiner Bücher in den Schulbücherverlag beschlossen. Dieser Beschluß erstreckte sich auch darauf, daß jene zwei Bücher, welche mittlerweile von einem Privatverleger herausgegeben waren, gegen Rückerstattung der Herstellungskosten vom k. k. Schulbücherverlage übernommen wurden. Sonach wurde Druck und Verschleiß meiner Lehrmittel seit ihrem Erscheinen im Jahre 1869 bis zum Jahre 1902, also 24 Jahre lang vom Schulbücherverlage betrieben. Im Jahre 1892 verhandelte das Ministerium mit mir, zu dem Zwecke, das Verlagsrecht meiner Bücher von mir käuflich zu erwerben. Da aber bezüglich des Preises keine Vereinbarung erzielt werden konnte, habe ich den vorhandenen Vorrat abgelöst und den ferneren Vertrieb in meinem eigenen Verlage eingerichtet.

Meine hebräischen Lehrmittel sind also folgende:

Eine Wandfibel in 15 Tabellen.

ראשית למודים Eine Fibel I. Abteilung: Die Leselehre.

ראשית למודים Eine Fibel II. Abteilung: Gebete und die Schöpfungsgeschichte mit Übersetzung nach der Methode der korrespondierenden Zeilen.

המשה חומשה תורה Der Pentateuch nach derselben Methode übersetzt.

תפלות ישורון Gebetbuch mit hebräischen Überschriften zum Haus- und Tempelgebrauch.

תפלות ישורון Gebetbuch mit deutschen Überschriften, für den Schulgebrauch.

תפלות בני ישראל Gebetbuch mit deutscher Übersetzung.

Vorlegeblätter für die jüdische Briefschrift. (למען לא ישכחו הצִיוּנים את הצִיוּנים האלה.)

Alle diese Werke finden als unentbehrliche Lehrmittel an unzähligen Schulen des In- und Auslandes nützliche Verwendung und sind daher stark verbreitet.

Somit sehe ich mich endlich in der Erfüllung eines langgehegten Wunsches angenehm befriedigt, mit göttlichem Beistande ein Werk geschaffen zu haben, welches den Religionsunterricht an unseren Schulen erleichtern und zur fromm-sittlichen Erziehung unserer Jugend wesentlich beitragen wird. In meinem 80. Lebensjahre hege ich die tröstende Hoffnung, daß mich diese im Dienste der Religion geleistete Arbeit lange überdauern wird. ואברך על המוגמר ואתן תודה לאל ית' שחנני וזכני לעשות מטעמים לילדי בני ישראל ללמדם תורה ועבודה שני עמודי התוך אשר כל בית ישראל נשען עליהם. זה חלקי מכל עמלי.

Ein Rückblick auf meine rastlose und vielseitige Tätigkeit seit meinem 14. Lebensjahre gibt folgende Reihenfolge: Bachur, Privatlehrer, Fruchthändler, Händler mit Staatspapieren, Kleiderhändler, Börsianer, Schullehrer, Beamter und endlich Schriftsteller.

Eine Auszeichnung, die mir für meine Arbeiten verliehen werden sollte, habe ich dankend abgelehnt. Als nämlich der ehemalige Referent des Schulwesens im Unterrichtsministerium, Hofrat Firecek, dem meine hebräischen Lehrmittel bekannt waren und mit dem ich in freundschaftlichem Verkehre stand, zum Unterrichtsminister ernannt wurde und ich ihm gratulieren kam, ersuchte ich ihn im Laufe unseres Gespräches um Verleihung eines meinen Fähigkeiten entsprechenden Amtes. Darauf bemerkte er, daß das nicht gehe, da ich am Samstag nicht schreibe. „Aber," sagte er, „eine Auszeichnung haben Sie verdient". Dabei wies er auf ein Knopfloch meines Rockes. Ich erwiderte aber: „Danke Exzellenz! Das ehrt, nährt aber nicht." Der Minister lachte herzlich und versprach dann, über die Sache nachzudenken, wobei er sich mit einem blauen Stifte ein Zeichen zur Erinnerung machte. Damit war die Audienz zu Ende — bald darauf auch seine Ministerschaft.

Nun steht mir aber eine andere wertvolle Auszeichnung meiner schriftstellerischen Tätigkeit bevor. In zwei Zuschriften (vom 8. August 1902 und 2. Mai 1904) hat mich die New-Yorker Redaktion der „Jewish Encyclopedia" wissen lassen, daß sie in der Abteilung für „Moderne Biographie" ihres hochbedeutsamen Sammelwerkes auch meine Biographie aufnehmen werde. Es ist mir, am Ende meines Lebens, keine geringe Genugtuung, daß eine Autorität vom Range des ersten Herausgebers der „Encyclopedia", Dr. Isidor Singer, mich zu denjenigen Juden zählt, „welche etwas wirklich Tüchtiges auf ihrem Gebiete geleistet haben und in einer ausführlichen Familiengeschichte ihres Stammes Erwähnung verdienen".

Schließlich würde ich mich einer Unterlassungssünde schuldig machen, wenn ich nicht in pietätvoller Dankbarkeit meiner teuren seligen Frau gedenken würde. Sie hat sich immer mühevoller Tätigkeit unterzogen, um zur Erhaltung eines ordentlichen Hauswesens wesentlich beizutragen, damit ich mich meinen literarischen Arbeiten ungestörter widmen könne, und besonders bei meiner Erkrankung die zärtlichste Sorgfalt entwickelt, um meine Leiden zu lindern und erträglicher zu machen. Leider ist sie mir zu früh entrissen worden, als daß ich ihre aufopferungsvollen Mühen bei ihren Lebzeiten nach Gebühr hätte vergelten können. So habe ich ihr ein dauerndes Denkmal gesetzt, indem ich ihr ein Gedenkblatt in meinem übersetzten Gebetbuche widmete. Und wie sie sich durch ihr charaktervolles Wesen bei allen, die sie kannten, Ehre erwarb, daran habe ich die Erinnerung festgehalten, indem ich auf ihrem Grabstein unter ihren Namen ראבל das Akrostichon רבים אומרים כבוד לשמה (das heißt: Viele nennen ihren Namen in Ehren) setzen ließ. Ihr Ableben erfolgte zu meiner und unserer Kinder lebenslänglichen Trauer ט' איר תרנ"ו.

Unsere Kinder sind:

Moriz (משה), Redakteur der Neuen Freien Presse,

Josef (יוסף), Sekretär der israelitisch-theologischen Lehranstalt und des Rabbinates in der Leopoldstadt, verheiratet mit Rosa, geb. Goldmann,

Rosa (ריזל), verheiratet mit Herrn Nikolaus Fürst, Kaufmann in Wien,

Elise (עלקל), verheiratet mit Herrn Dr. Ignatz Spiegel, Inspektionsarzt der Wiener Freiwilligen Rettungsgesellschaft,

Adele (אידל), verheiratet mit Herrn Dr. Julius Max Bach, Rabbiner der israelitischen Kultusgemeinde Wien,

Bernhard (פתחיה זאב), Dr. der Philosophie, Schriftsteller, verheiratet mit Milly, geb. Grünmann,

Siegfried (זכריה), dipl. Ingenieur, verheiratet mit Sophie, geb. Fuchs.

Es ist uns mit dem göttlichen Beistande gelungen, unsere Kinder zu tüchtigen, charaktervollen Menschen zu erziehen. Bei zufriedenem glücklichen Familienleben erfreuen sie sich nun zu ihrem eigenen Wohle, zu meiner Freude, wie zur Ehre ihrer Mutter der Achtung und Beliebtheit weiter Kreise.

Somit sehe ich nun in dem beseligenden Bewußtsein, immer nur das Gute angestrebt zu haben, mit Befriedigung auf meine Vergangenheit zurück, und kann Gott sei dank auch mit Beruhigung dem Ende meiner Tage entgegensehen, hoffend, daß unsere Kinder stets im Sinne ihrer Eltern und Voreltern ihre Lebensweise einrichten und wir so in ihnen fortleben werden.